

Mathias Graner  
Franz Pitzal

1945 – 2015

70 Jahre  
Kriegsende in  
Renningen und  
Malsheim

Zeitzeugen erinnern sich

Mit Illustrationen von Franz Pitzal

Impressum

Herausgeber: Stadtarchiv Renningen, Franz Pitzal

Auflage: 500 Stück

Druck: JVA Heimsheim

März 2015

## Vorwort

Am 08. Mai vor 70 Jahren ging der Zweite Weltkrieg zu Ende. Auch in den damals noch selbstständigen Gemeinden Renningen und Malsheim war dieser Tag ein Einschnitt, allerdings hatte die Besetzung der beiden Ortschaften bereits am 20. April stattgefunden. Aus diesem Anlass haben wir, Pfarrer Franz Pitzal und Stadtarchivar Mathias Graner, uns dazu entschlossen, die letzten Tage des Zweiten Weltkrieges in Renningen und Malsheim in dieser Broschüre zu dokumentieren. Tatkräftige Mithilfe bekamen wir dabei von Rolf Mayer, der seine hervorragenden Kontakte zu alteingesessenen Renninger Bürgerinnen und Bürgern spielen ließ.

Herr Werner Maier aus Malsheim hat die letzten Kriegstage in Malsheim bereits anlässlich des 60jährigen Kriegsendes im Jahr 2005 nachgezeichnet. Sein Bericht gründet sich auf eigenes Erleben und auf den Bericht des Malsheimer Pfarrers Kneile (1948). Das Kriegsende in Renningen wird geschildert in dem Bericht des Bürgermeisteramts (1948) und in dem unmittelbar bei Kriegsende niedergeschriebenen Zeitzeugenbericht der damaligen Pfarrfrau Hedwig Günzler, die Zusammenstellung dieser Renninger Berichte hat im Jahr 2005 Martin Frieß vorgenommen. Die Quellen, aus denen sich diese Berichte speisen, sind am Ende genannt.

Im Anschluss an diese „offizielle“ Dokumentation haben wir die Berichte von Zeitzeugen angefügt. Diese sehr persönlichen und eindrücklichen Schilderungen zeigen zahlreiche neue und bislang unbekannte Aspekte der letzten Kriegstage in Renningen und Malsheim auf. Die von älteren Mitbürgerinnen und Mitbürgern geschilderten Ereignisse rund um den 20. April 1945, als mit der Besetzung durch französische Kolonialtruppen der Krieg in Renningen und Malsheim beendet war und die nicht minder schwere Nachkriegszeit begann, zeigen einen lokalen Bezug zu dem sonst oftmals nur überregional betrachteten Kriegsende auf. Diese wenn auch subjektiven doch zugleich einmaligen Eindrücke der Zeitzeugen, sowohl der Renninger und Malsheimer als auch der später in unsere Stadt gezogenen Bürgerinnen und Bürger, sollen für nachfolgende Generationen erhalten bleiben.

Ein herzlicher Dank geht an alle, die mitgewirkt haben, besonders an Rolf Mayer für seinen unermüdlichen Einsatz!

Wir möchten in diesen weltpolitisch unruhigen und leider von zahlreichen kriegerischen Auseinandersetzungen geprägten Tagen an die verhängnisvollen Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges erinnern und das Gedenken an die zahlreichen Opfer und den Schrecken des Krieges wach halten.

Mathias Graner  
Stadtarchivar

Franz Pitzal  
Pfarrer

## Inhalt

Das Kriegsende in Malmsheim .....	8
Das Kriegsende in Renningen .....	21
Zeitzeugenberichte .....	33
Erinnerungen an das Kriegsende in Renningen und Malmsheim.....	35
Frau G.L. : Bei Bombenalarm flüchteten wir uns in den Erdbunker .....	35
Frey, Elfriede: Amerikanisches Postamt in der Riedstraße .....	37
Herr W.M.: Jetzt wird's gefährlich! .....	37
Knöferl, Martha: Wir beteten alles, was wir auswendig konnten.....	40
Hamm, Eleonore: Unsere Hühner wanderten in die Kochtöpfe der Besatzer .....	43
Binder, Helmut: Nur zum Kochen hat man den Keller verlassen .....	44
Frieß, Gerhard: So leichtsinnig war man damals.....	45
Frau K.M.: Mama, wann ist der Krieg endlich vorbei?.....	48
Widmaier, Karl: Unsere Gewehre warfen wir in einen Tümpel!.....	53
Herr J.M.: Beim Einmarsch sahen wir einige Panzer am Flugplatz auffahren .....	55

Herr M.R: Amerikanische Uniformen haben das Dorfbild geprägt.....	56
Herr B.R: Denn Hunger hatten wir immer.....	59
aKi: Eine solche Zeit vergisst man nie.....	60
Herr M.W.: Achtung! Feind hört mit! .....	62
Frau A.G.: Mit Schrecken sah man dem Ende entgegen .....	66
Weisert, Ruth: „Wo Bürgermeister?“.....	71
Maier, Gerhard: Der Rucksack war immer gepackt!.....	73
Dürr, Walter: Und Eis gab es dann keines mehr! .....	75
Beck, Amalie: Ruhe und Ordnung kehrten bald wieder ein .....	78
Schneider, Karin: Ein mühsamer Transport...	79
Phillipin, Kurt: Aus Patronentaschen ein Paar Schuhe gemacht .....	81
Erinnerungen zugezogener Bürgerinnen und Bürger .....	83
Koschka, Helmut: Wie ich das Kriegsende 1945 erlebte .....	83
Mairle, Hans: Aber das Heimweh war sehr stark.....	85
Sigloch, Günter: Nichts ging mehr .....	86
Heinkele, Longin: Der deutsche Soldat hatte sich im Bett versteckt.....	89

Drescher, Leopold: Weinend am Straßenrand .....	90
Bär, Helmut: Feuerwehreinsatz beim Einmarsch .....	92
Pitzal, Franz: Russen auf dem Kirchturm .....	94
Lohmiller, Hermann: Seitlich in die Büsche ...	96
Tafferner, Anna: Von Czambek direkt nach Malsheim .....	99

## Das Kriegsende in Malmsheim

Am Karsamstag, dem 31. März 1945, hatten französische Kolonialtruppen, die 3. Algerische Infanterie-Division bei Speyer und die 2. Marokkanische Infanterie-Division bei Germersheim den Rhein überquert. Die 9. Kolonialinfanterie-Division folgte am 2. April mit ihrem Rheinübergang bei Leimersheim, nördlich von Karlsruhe. Sie setzten nun zu ihrem Vorstoß auf Karlsruhe und auf Stuttgart an, das sie auf Befehl de Gaulles aus territorialen Gründen unbedingt vor den US-Truppen erreichen sollten.

Gegen 14.15 Uhr waren die Piloten der seit dem 17. Oktober 1944 hier stationierten II. Gruppe des Jagdgeschwaders 53, nach ihrem Einsatz über dem Rheintal zum letzten Mal mit ihren einmotorigen Messerschmitt-Jagdflugzeugen Typ Me 109 auf dem Flugplatz Malmsheim gelandet. Sie hatten wieder einmal den immer aussichtsloser werdenden Kampf gegen alliierte Jagdbomber und Panzer überlebt und ihre Maschinen schleunigst zu den getarnten Stellplätzen unter den Bäumen am Waldrand gerollt.

Auf Gemarkung Schafhausen machten gegen 17.30 Uhr alliierte Tiefflieger Jagd auf Viehgespanne. Eine Frau wurde schwer verwundet, sowie drei Kühe getötet und zwei verletzt. Die Bahnanlagen beim Bahnhof Schafhausen wurden teilweise zerstört. Gegen 18.00 Uhr fielen dann 16 dieser Jagdbomber mit ihren Bordkanonen und mit Sprengbomben über den Flugplatz Malmsheim her. Neun Bombeneinschläge wurden gezählt. Zwei Flakhelfer, Angehörige der Leichten Heimatflak - Batterie 22/VII, starben, als nahe ihrer Flugabwehrkanone eine Bombe



explodierte. Einen Tag vor der Platzräumung und drei Wochen vor Kriegsende mussten sie - 17 und 16 ½jährig - ihr junges Leben lassen. Die Beerdigung fand am nächsten Morgen bereits um 6.30 Uhr statt, da man etwa von 7.30 Uhr an mit Tieffliegern rechnen musste. Es war am Morgen des Ostersonntags, 1. April 1945.

Noch am selben Tag starteten dann die deutschen Jagdmaschinen nochmals um 17.11 Uhr zu Tiefangriffen im Raum Heidelberg - Mannheim. Ihr Rückflug führte aber an Malsheim vorbei direkt nach Rißtissen bei Ulm, dem neuen Gruppen-Liegeplatz.

Um den verlassenen Einsatzhafen 1. Ordnung Malsheim wurde es dagegen still, bis zum Abend des 4. Aprils. An diesem Abend brachten Soldaten auf der Startbahn ca. 40 Sprengbomben zur Explosion und machten die Piste dadurch unbrauchbar. Bis 22.00 Uhr waren die Detonationen unten im Ort zu hören.

Die alliierten Tiefflieger und Jagdbomber machten weiter Jagd auf alles, was sich noch auf Straßen, Schienen und auf den Feldern bewegte. Der nun alltägliche Luftalarm dauerte meist von morgens bis abends. Aus den meisten umliegenden Gemeinden des Altkreises Leonberg wurden Angriffe und Schäden gemeldet.

Besonders schlimm traf es Rutesheim am 8. April. Gegen 9.30 Uhr beschossen Tiefflieger den Ort während des Rückzugs von deutschen Truppen, die in einer Scheune an der Pforzheimer Straße Munitionsfahrzeuge eingestellt hatten. Diese Scheune wurde mit Bordkanonen in Brand geschossen. Panzerfäuste explodierten und verursachten einen Großbrand, dem elf Wohnhäuser und 14 Scheunen zum Opfer fielen. Außerdem wurde eine Anzahl von

Gebäuden bei diesem Tiefangriff beschädigt. Vier Frauen und drei Männer starben, und es gab mehrere Verwundete.

Malmsheim blieb bis auf weiteres von Angriffen aus der Luft verschont.

*Bild 1 Das 1937 eingeweihte evangelische Gemeindehaus war bereits in den ersten Kriegsjahren Standortlazarett des Fliegerhorsts.*

Vermutlich auch, weil, wie Pfarrer Kneile 1948 berichtet, vom 7. bis 16. April in der hiesigen Gemeinde ein Hauptverbandsplatz war. Pfarrer Kneile berichtet weiter: *Circa 20 Sanitätsautos waren hier und zehn Stabs- und Unterärzte und sonstiges Sanitätspersonal. Das Schulhaus und das evangelische Gemeindehaus waren als Lazarett belegt; auf den Dächern wehte die Rote-Kreuz-Flagge. Sie wurde offenbar von den vielen feindlichen Tieffliegern, die in jenen Tagen über den Ort flogen, respektiert, denn es fiel kein Schuss in den Ort.*

*Ca. 30 kranke oder verwundete Soldaten lagen in beiden Lazaretten. Sie kamen meist von den Kämpfen bei Pinache und Pforzheim. 5 dieser Soldaten starben hier und wurden auf dem Friedhof beerdigt. Einer von ihnen wurde schon im Mai 1945, der andere im Jahr 1946 ausgegraben und in ihre Heimat überführt. Die Gräber der 3 anderen sind noch auf dem hiesigen Friedhof.*

*Von den Gemeindegliedern wurden den Verwundeten ins Schulhaus und Lazarett Äpfel und Milch gebracht, und auch sonst nahmen sich die Gemeindeglieder der Verwundeten in jeder Weise an. Zu den Gottesdiensten kamen die Sanitäter und Truppen wesentlich besser als bei*

*Kriegsbeginn. Ich konnte zwei Mal eine Feier des heiligen Abendmahls mit Soldaten halten.*

*Vor allem bei Nacht marschierten nun vielfach Soldaten durch den Ort, meist müde und abgekämpft. Leider wurden auch Pferde, Fahrräder und Motorräder requiriert und den Besitzern wertlose „Bons“ dafür gegeben.*

An der Straße durch den Heimsheimer Wald ließen sie, vermutlich wegen Treibstoffmangels, zwei erbeutete und unbrauchbar gemachte französische Radpanzer zurück.

Eines Morgens fehlte die markante Silhouette des circa 50 Meter hohen Radarturms auf dem Mühlberg. Die Flugzeug-Fernsuchanlage Wassermann III war über Nacht gesprengt worden.

*Bild 2 Luftbild von Malmsheim, aufgenommen am 18. April 1945 von einem amerikanischen Foto-Aufklärungsflugzeug aus einer Höhe von 6000 Meter.*

Auch die Eisenbahnbrücken wurden dann in der Nacht vom 19. auf 20. April von einem Wehrmachtsskommando gesprengt. Die Brücke über Würm und Mühlkanal bei der Planmühle war bereits am 23. und 24. März das Ziel von acht bis zehn Jagdbombern gewesen, die bei vier Angriffen in gezielten Anflügen insgesamt 36 Sprengbomben abwarfen. Getroffen wurde die Brücke nicht direkt. Der Bahnbetrieb musste trotzdem eingestellt werden, da die Detonationen die Brückenlager erschüttert hatten und die Stromleitung beschädigt war. Auch die Planmühle wurde

nicht direkt getroffen, jedoch bis zur Baufähigkeit „durchgeschüttelt“.

Etwa zwei Wochen vor dem Einmarsch der französischen Streitkräfte versuchte noch die Parteileitung erfolglos die Einwohner zum Verlassen des Orts „noch vor Tagesanbruch“ und zur Flucht zu bewegen. Die Malsheimer, wie auch die Renninger, blieben lieber in ihren Häusern und bei ihrem Besitz.

Anstelle des Motorengeräuschs vom Flugplatz kündigte nun das Grollen des Artilleriefeuers an, dass die Front immer näher rückte. Besonders im Raum Pforzheim - Vaihingen wurde an der sogenannten „Enzlinie“ von den Verteidigern gegen die Übermacht nochmals verzweifelt Widerstand geleistet. Für Nußdorf endete dieses sinnlose Unterfangen mit seiner Zerstörung. Noch heute erinnert sich der Verfasser daran, wie in der für kurze Zeit zum Gefechtsstand umfunktionierten elterlichen Küche, vermeintlich stundenlang, immer wieder der gleiche Satz ins Feldtelefon gebrüllt wurde: „Feuer vorverlegen! - Schießen in die eigenen Reihen!“, während er sich im Hausflur an übermüdeten Meldegängern oder versprengten Soldaten vorbei drücken musste, die auf - ihre Karabiner gestützt - im Stehen schliefen.

Zwei Tage vor dem Malsheimer Einmarsch, am 18. April, versank Heimsheim in Schutt und Asche. Die wahrscheinlichen Gründe für den kurz vor 11.00 Uhr beginnenden Tiefflieger-Angriff, der das Ende des benachbarten Städtchens einläutete, schilderte der damalige Heimsheimer Pfarrer in seinem Bericht vom 21. November 1945 über die Katastrophe. Er vermutet, dass

*1. die Franzosen gegen die Rieter-Tal-Stellung und gegen Nußdorf nicht mehr vorwärts kamen und darum gegen Südosten auszubiegen genötigt waren.*

*2. von den beiden Möglichkeiten, schnell durch das Würmtal oder über die Autobahn vorzustößen, keine in Frage kam. Die Würmtalstraße war versperrt und die Reichsautobahn-Brücken waren gesprengt.*

*3. infolgedessen nur ein Vorstoß zwischen beiden Straßen hindurch über Heimsheim möglich war, das in seiner Bedeutung als Verkehrsknotenpunkt wohl maßlos überschätzt wurde, weil der eine halbe Stunde entfernt liegenden Autobahnmeisterei, der Name „RAB - Inspektion Heimsheim“ gegeben worden war.*

*4. wegen des schnellen Vorrückens der Amerikaner auf Stuttgart höchste Eile für die Franzosen geboten war, um den Amerikanern ein so wertvolles Objekt wie Stuttgart nicht zu überlassen.*

Ein weiterer Grund wurde von Pfarrer Fausel nicht erwähnt. In einer Bilderchronik über Heimsheim von 1959 kann man diesen nachlesen: „Heimsheim stünde in seiner alten Form noch heute, wenn man der klugen Voraussicht des Pfarrers Fausel gefolgt und die weiße Flagge, die nun endlich gehisst worden war, dort belassen hätte, wohin sie der mutige Gottesdiener gebracht hatte. Da es die Nazis in ihrer Verbohrtheit anders wollten, erhielten sie die Quittung, und damit war die Vernichtung Heimsheims vollzogen.“

Noch am Tag darauf sah man die Rauchwolke hinter dem Heimsheimer Wald aufsteigen. Von einem einmotorigen

Beobachtungsflugzeug aus, das den Rauchpilz umkreiste, wurde vermutlich die französische Artillerie gelenkt, die in die Trümmer des noch brennenden Schleglerstädtchens hineinschoss.

Tatsächlich kamen die französischen Streitkräfte bei Pforzheim, Pinache, Serres, Aurich und im Rieter Tal nicht voran und saßen nahezu zwei Wochen, vom 8. bis 19. April, fest. Als sich dann diese „Enzlinie“ auflöste, war der Weg nach Stuttgart bis auf vereinzelte Widerstandsnester frei.

Am 20. April, einem strahlenden Frühlingstag, gegen 10.00 Uhr besetzten marokkanische und tunesische Einheiten Heimsheim und Hausen und eine halbe Stunde später Merklingen. Nachdem sie dort die Gebäude - in Heimsheim die Ruinen - mit dem Gewehr im Anschlag und mit der stereotypen Frage „Nix Soldat?“ nach deutschen Soldaten durchkämmt hatten, rückten sie nun gegen Malsheim vor.

Am Ortsausgang nach Merklingen war vom Volkssturm (Einheiten, bestehend aus 16 - 60jährigen, bisher nicht wehrtauglichen, Männern) aus Baumstämmen eine Panzersperre vorbereitet worden. Sie wurde jedoch nicht geschlossen. Die Volkssturm-Männer hatten sich, wahrscheinlich auch unter dem Eindruck der Heimsheimer Katastrophe, untereinander abgesprochen, keinen nutzlosen Widerstand zu leisten um nicht die Zerstörung Malsheims zu provozieren. Das neben der Panzersperre stehende Bauernhaus wurde dennoch in Brand geschossen.

Dagegen hatte sich auf dem Anwesen Krämer, dem ersten Bauernhaus des Orts (Schelmenäckerstraße 9) eine Gruppe Wehrmichtsangehöriger festgesetzt. An der

nördlichen Hausseite hatten sie die Dungelege leer geräumt und hinter deren Mauer sowie im Stall Maschinengewehre in Stellung gebracht und Panzerfäuste bereitgelegt. Frau Krämer und ihre Nachbarin flehten sie händeringend an, das Haus zu verlassen. Die Bitten wurden mit einem sarkastischen Lachen quittiert. Auch auf den umliegenden Äckern waren Einmannlöcher ausgehoben worden.

*Bild 3 Das Anwesen Emil Krämer,  
Schelmenäckerstraße 9, nach dem Wiederaufbau.*

Einem vorgeschobenen Beobachter an der Heimsheimer Straße waren diese Aktivitäten sicher nicht verborgen geblieben. Als der Vorposten entdeckt wurde - anscheinend hatte sein Feldstecher die Sonnenstrahlen reflektiert - wurde er mit einem Feuerstoß bedacht. Dies war der Auftakt zur Einnahme Malmsheims. Das Beobachtungflugzeug zog nun seine Kreise über Malmsheim.

Ungefähr zur selben Zeit setzte ein sporadischer Artilleriebeschuss ein. Pfarrer Kneile schreibt: *Die ersten Granaten fielen in unser Ort etwa um 13 Uhr herein, später fielen noch weitere ins Ort. Da und dort wurde an Häusern Schaden angerichtet, so zum Beispiel in dem vor der Kirche stehenden früheren Schulhaus, an dessen Nordseite von einer von Norden hereinfliegende Granate ein großes Loch in die Grundmauer und in den Keller gerissen wurde. Als gegen 14.30 Uhr wieder einige Granaten ins Ort geschossen wurden, kam die 17jährige Liesel Müller ums Leben. Als sie sich zum Schutz aus dem Haus (in der Perouser Straße beim Rathaus) in den von außen her zu öffnenden Keller begeben wollte, wurde sie von einer*

*platzenden Granate so zu Boden geworfen, daß sie gleich tot war.*

*In dem Bericht von 1948 von Pfarrer Kneile heißt es weiter: Die Besetzung des hiesigen Orts durch die Franzosen, schwarze und weiße, erfolgte etwa um 15.00 Uhr. Die Gemeinde setzte in klarer Erkenntnis der Wertlosigkeit des Widerstands den anrückenden Panzern der Franzosen, darunter schwere Panzer; keinen Widerstand entgegen.*

*Dagegen meinten Truppen, die hier waren und die vielfach aus ehemaligen Feldwebeln und Unteroffizieren der Luftwaffe übernommen worden waren, mit ihren Gewehren und mit Panzerfäusten Widerstand tun zu müssen. Die Hauptkämpfe spielten sich in der Heimsheimer Straße ab, in der sich Truppen in zwei Bauernhäuser aufhielten und aus ihnen heraus gegen die von Heimsheim anrückenden Panzer schossen, trotzdem die Bewohner sie baten, dies doch zu unterlassen. Auch beim Steinbruch und bei der Rankmühle wurde gekämpft. Von letzteren Kämpfen merkte man in vielen Teilen der Gemeinde gar nichts. Aber bis zum Einrücken der Feinde waren heftiges Maschinengewehr-Feuer sowie Detonationen von Panzergranaten zu hören.*

*Diese Kämpfe kosteten [mindestens] 18 Tote, von denen ein Soldat beim Abschießen seiner Panzerfaust getötet wurde und in der Scheune des in Brand geschossenen Anwesens Krämer völlig verbrannte. [Er wurde erst später beim Aufräumen gefunden.] 17 andere Gefallene durften leider von den Franzosen aus nicht schon am Samstag, dem 21. April auf der Markung zusammengelesen werden, sondern erst am Sonntag, zwei Tage nach dem Einmarsch. Wer weiß, ob nicht mancher von ihnen hätte gerettet werden können, wenn schon am 20. April nach ihnen geschaut worden wäre. Am Sonntagvormittag wurden sie*



von Männern der Gemeinde zusammengelesen und im Lauf des Nachmittags in einem Massengrab beigesetzt.

**Bild 4 Das Massengrab auf dem Friedhof: Auf der Grabplatte unter dem Kreuz stehen die Namen der beim Kampf um Malmsheim gefallenen Soldaten.**

Nur acht Namen der 17 Gefallenen konnten zunächst festgestellt werden. Im Lauf der Jahre klärten sich die Namen von weiteren sieben Gefallenen durch die abgenommenen Erkennungsmarken, Eheringen u.a. auf, so dass nunmehr 15 Namen der damals Gefallenen bekannt sind. Zwei der Gefallenen können nie mehr festgestellt werden, da bei ihnen gar nichts vorgefunden wurde und sie auch [von den Panzergranaten] so zerrissen waren, daß die Männer sie rasch in Zelttüchern begruben. Auf dem Massengrab der 17 Gefallenen ist jetzt ein großes Eichenkreuz errichtet mit einer Platte mit ihren Namen.

Im Laufe der Suche nach deutschen Soldaten schoss ein Franzose in den sogenannten „Hausen“ (Ebertstraße) in einen Erdbunker hinein und traf den 13 Jahre alten Rolf Keck schwer am rechten Knie, so daß das Knie ganz aufgerissen wurde und sehr stark blutete. Der Bub wurde ins Schulhaus gebracht, wo die Diakonissin wohnte. Dort waren inzwischen auch schon französische Soldaten eingedrungen und hatten eine Handgranate in den Keller geworfen, in dem lauter Frauen waren. Die Handgranate richtete glücklicherweise keinen Schaden an. Die Krankenschwester mußte einen Franzosen bei seiner Suche nach deutschen Soldaten durch das ganze Schulhaus begleiten.

*Als ihr nun der schwer angeschossene 13jährige Bub gebracht wurde, gab ihr zuerst ein französischer Soldat ein Verbandspäckchen. Ein anderer, wohl im Offiziersrang, hinderte sie, dem Knaben das Knie zu verbinden, denn er schlug ihr auf die Hand. Schließlich konnte die Diakonissin ihn doch verbinden und für ein französisches Sanitätsauto sorgen, das ihn nach Öschelbronn brachte. Dort verstarb er in der Nacht darauf.*

*Abends gegen 20.00 Uhr schoß noch deutsche Artillerie (vom Längenbühl aus) ins Ort, als ganz Malmsheim schon besetzt war. Die kurze, höchstens 10 Minuten währende Beschießung richtete an Gebäuden und Scheunen manchen Schaden an, wenn auch kein Haus dadurch unwohnlich gemacht wurde. Der überraschende Feuerüberfall kostete jedoch weiteren drei Gemeindeglieder das Leben: Emilie König wurde, als sie von ihrer Wohnung im Bahnhofshaus zu dem etwa 40 Meter entfernten Bunker im Steinbruch flüchtete, von einer platzenden Granate zu Boden geworfen und war sogleich tot; Ernst Maier wurde ebenfalls, als er aus seinem Haus in der Renninger Straße in seinen kleinen Bunker vor dem Haus, nur etwa 4 Meter entfernt, flüchtete, von einer explodierenden Granate zu Boden geworfen und von einem Splitter am Kopf getroffen. Durch ein französisches Sanitätsauto wurde er nach Öschelbronn in das dortige Lazarett verbracht, wo er noch in der gleichen Nacht verstarb. Das dritte Opfer, Marie Greb, wurde durch eine in ihrem Haus in der Bachstraße einschlagende Granate schwer verletzt. Sie wurde dann durch ein Sanitätsauto am 21. April nach Friolzheim und von dort, ohne daß ihre Angehörigen benachrichtigt worden wären, nach Karlsruhe verbracht. Dort wurde sie von ihren Angehörigen nach langem Suchen aufgefunden, starb jedoch am 7. Mai 1945.*

*Die Mitteilungen, die ich sonst über die ins Ort eingedrungenen Soldaten erhielt, sind verschieden. Besonders alte Leute rühmten, daß die „Schwarzen“ sehr ordentlich gegen sie gewesen seien und nur in der Küche gestohlene Hühner sich kochen wollten. In anderen Häusern wurde von den französischen Truppen gestohlen und die Frauen vielfach vergewaltigt. Schon bald nach dem Einmarsch kamen Männer zur Diakonissin und baten um Hilfe für ihre Frauen. In der Nacht wurde es noch schlimmer. In anderen Häusern wurden die Frauen ganz in Ruhe gelassen. Ich hörte auch von einer Frau, daß ein französischer Soldat sie vor einem anderen beschützt habe.*

*Noch ist zu erwähnen, daß den Franzosen alle Radios und Photoapparate abgeliefert werden mußten. Mit chaotischer „Pünktlichkeit“ wurden sie auf dem Rathaus aufbewahrt und später fortgeschafft. Ein Rest (meist demoliert) wurde nach ein paar Wochen zurückgegeben.*

*Am Samstagvormittag gegen acht Uhr zogen die meisten französischen Truppen ab, Stuttgart zu. Nur eine kleine Besatzung blieb zurück. an diesem Samstag durchzog noch eine Einheit echt maurischer Truppen mit Turbanen bekleidet und Mauleseln [vollbepackt mit Beutegut] bei sich durch unser Ort, teilweise scheinen sie auch noch geräubert zu haben. Im Steinbruchbunker wurden Frauen, die sich dorthin geflüchtet hatten, die Handtaschen weggenommen.*

Soweit der Bericht von Pfarrer Kneile. Als der 20. April zu Ende ging, war der gesamte nordwestliche und westliche Teil des Altkreises Leonberg einschließlich Hemmingen, Heimerdingen, Gebersheim, Rutesheim, Renningen, Magstadt und Schafhausen in französischer Hand. Noch

am 21. April rollten die ersten französischen, von den US - Streitkräften ausgeliehenen „Sherman“ - Panzer, gegen 16.30 Uhr von Degerloch aus die Neue Weinsteige hinunter, in das zerbombte Stuttgart hinein, während die amerikanischen Streitkräfte bereits im Osten Stuttgarts standen.

## Das Kriegsende in Renningen

Der Bericht des Bürgermeisteramts aus dem Jahr 1948 schildert folgendes: ... *In der ersten Aprilwoche war mit dem Bau von Panzersperren an den Dorfausgängen nach Weil der Stadt, Malsheim und Leonberg begonnen worden. Die beiden ersten wurden später durch Pioniere der Wehrmacht weiter ausgebaut. Maschinengewehr-Stellungen wurden vorbereitet links und rechts der Straßen nach Weil der Stadt, Rutesheim, Leonberg, auf dem Kindelberg, dem Maisenberg und dem Längenbühl, auf dem letzteren (Festplatz des Mandolinenklubs) auch eine Werferstellung.*

*Es war damals schon jedermann klar geworden, dass der heranrückende Feind nicht mehr aufgehalten werden konnte und dass jeder Widerstand für das Dorf verhängnisvoll werden musste, wie in siehe Heimsheim, Nussdorf und anderen Gemeinden. Am 7. April 1945 um 13.00 und 18.00 Uhr kam es deshalb zu Protestversammlungen von 200 - 250 [andere Berichte sprechen von rund 200] Renninger Frauen. Sie versuchten auch, die Panzersperre in der Malsheimer Straße zu beseitigen. In der darauffolgenden Nacht kam die Gestapo [Geheime Staatspolizei] und verhaftete die Führerinnen der demonstrierenden Frauen, Hildegard Aikele und Amalie Seizer, die dann vom 8. bis 12. April in Stuttgart gefangen gehalten wurden.*

**Bild 5 Bürgermeister Albert Eisenhardt. Vor allem seiner Besonnenheit ist es zu verdanken, dass am 07. April die Situation mit den protestierenden Frauen nicht eskalierte**

*Die Straßenbrücke Renningen - Rutesheim über die Bahn war am 19. April 1945 abends gesprengt worden. Unmittelbar vor der Besetzung durch die Franzosen am 20. April 1945 wurde Renningen von 19.00 bis 21.00 Uhr durch Artillerie beschossen. Die einschlagenden Granaten verursachten keine größeren Schäden an Straßen und Gebäuden; aber ein Mann wurde getötet: Landwirt Karl Raith.*

*Französische Tanks kamen dann von Malsheim her durch den Eisenbahndurchlass in den Wiesen und am Bahndamm herauf. Ein Tank schoss das ganz freistehende Haus des Försters Frey in der Bahnhofstrasse 61 in Brand, wohl zur Einschüchterung der Dorfbewohner. Renningen wurde zwischen 21.00 und 22.00 Uhr von marokkanischen Truppen besetzt.*

*Die Russin Maria Marenka, die bei Marie Eisenhardt in der Magstadter Strasse in Arbeit stand, ging am 21. April, nachts 2.00 Uhr ohne Erlaubnis von ihrer Wohnung fort und wurde von einem französischen Posten erschossen, weil sie auf Anruf nicht stehen blieb, sondern zu fliehen versuchte. Am Morgen desselben Tages wurde Julius Rauh beim Wegräumen einer von den Franzosen zurückgelassenen Handgranate, die explodierte, getötet. Die ersten Wochen der Besetzung verliefen dann verhältnismäßig ruhig. Durch die französischen Truppen wurde jedoch sehr viel Vieh requiriert.*

Im Stadtarchiv Renningen wird der persönliche Bericht von Hedwig Günzler (1903 – 1990) über das Kriegsende aufbewahrt, erlebt im Renninger Pfarrhaus, wo sie mit ihrem Ehemann Alfred Günzler (1901 – 1962), der von 1936 bis 1947 Pfarrer in Renningen war, und ihren beiden

Kindern Ursula, später verheiratete Wanner (1928 – 2000) und Martin (\* 1929) die Kriegsjahre verbracht hatte.

**Bild 6 Pfarrer Alfred Günzler mit Ehefrau Hedwig, der Verfasserin des Berichts, und den beiden Kindern Ursula und Martin um 1939.**

*27.4.1945: Die Ereignisse der letzten zehn Tage möchte ich festhalten als Erinnerung an schwere und denkwürdige Tage. Von Anfang des Monats ab spürte jedes von uns, dass der Krieg seinen Höhepunkt erreicht hatte. Der Feind stand im Herzen Deutschlands, die Jagdbomber ließen uns keine Ruhe mehr, die Fabriken standen still und der Eisenbahnverkehr war eingestellt. Jedermann fragte sich, wie es weitergehen soll, und nur die Allerverblendetsten glaubten noch an die „neue Waffe“, die kommen und dem Krieg eine Wendung geben sollte.*

*Wir hatten immerzu Einquartierung, meist nette Leute vom Tross, die zurückbefördert wurden. Vom 15. ab war die Front so in der Nähe bei Nußdorf, das hier in Renningen für die Front gekocht und abends das Essen mit Wagen in die Hauptkampflinie gebracht wurde. In der Frühe des 15. Aprils kamen die Großeltern noch von Korntal. Gegen fünf Uhr riefen sie an der Haustüre, wir freuten uns über ihr Kommen, legten uns aber alle nochmals schlafen, weil wir von den Aufregungen sehr müde waren. Doch die Ruhe dauerte nur wenige Minuten. Ein Trosswagen fuhr in unsern Hof. Alfred und ich spritzten aus den Betten. Die Pferde wollten die Soldaten in unsere Waschküche stellen. Wir machten ihnen die Unmöglichkeit klar, so nahmen sie sie fort, um im überfüllten Dorf einen Platz für die Pferde zu finden. Der Wagen blieb bei uns, und später zeigte sich, dass es ein Verpflegungswagen mit vielen Herrlichkeiten*

*war, den die Soldaten mit großem Raffinement gegen Fliegersicht tarnten. Um halb sieben Uhr kochte ich Kaffee und holte einen einsamen Soldaten herauf. Es stellte sich heraus, dass er von Bremen war, um das an diesem Tag schwer gekämpft wurde und er deshalb in großer Sorge war. Bleich und übernächtigt saß er in der warmen Küche und wärmte sich mit Wonne am heißen Trank (Malzkaffee). Ich bot ihm Nachtquartier an, dass er sich nicht auf Suche begeben müsse; wir hatten schon einen Unteroffizier im Haus.*

*Der Bremer war Koch und richtete sich in Hof und Waschküche mit seiner Verpflegungsstation ein, gab 70 kalte Essen aus, Martin [Sohn des Pfarrers] half mit Begeisterung austeilen und Buch führen. Unter den Essen holenden Soldaten war ein badischer Pfarrer, ein Pfarrer aus dem Warthegau war schon zwei Tage lang da, so hatten wir stets Besuch. Ein Lehrer kam auch zu uns, wollte mit Alfred Schach spielen, andere wollten sich waschen und genossen das frische Wasser im Bad, danach frühstückten sie im Wohnzimmer. Ein Oberschlesier fragte um ein Plätzlein, um essen zu können und erzählte mir von seinem schweren Geschick.*

**Bild 7 Das Renninger Pfarrhaus auf einer Aufnahme von 2002. Hier wohnte von 1936 bis 1947 Pfarrer Alfred Günzler mit seiner Familie.**

*Den ganzen Tag ging es bei uns zu wie in einem Taubenschlag, aber es waren durchweg so nette Leute, dass wir fast betrübt waren, wie am 16. abends neun Uhr alle abrücken mussten. Martin hatte noch zwei Büchsen Ölsardinen bekommen und herrlichen Schweizerkäse und Butter von seinem Freund Herzfeld und ich einen*



*ausgedienten Schließkorb, um Wäsche in den Keller packen zu können. Auch viele gute Ratschläge betreffs Ari-Beschuss [Artillerie-Beschuss] hinterließen sie uns, unsere letzten deutschen Soldaten, die wir zu Gesicht bekommen sollten.*

*Allerdings am 17. April tauchte Christian Schiller (ein Weingärtner aus Schnait im Remstal, wo Alfred Günzler Vikar gewesen war. Sie lernten sich im dortigen CVJM kennen, woraus eine lebenslange Freundschaft entstand.) bei uns am Abend auf, er war mit seiner schweren Flak hierher gekommen, wusch sich und aß bei uns und sagte, dass er vielleicht in unser Dorf hereinschießen müsse und wie schwer ihm solches sei. Am Abend kam er nochmals, um Mittag hatten sie nach Frieolzheim hinein schießen müssen. Am selben Tag wurde Heimsheim durch Flieger fast völlig zerstört, alles spitzte sich so zu, dass man sich nur kurz und in den Kleidern ins Bett legte. Am 19. hörte man ringsum die Ari feste ballern, nachts war es so nah, dass wir uns besannen, ob wir nun aufstehen und in den Keller sitzen müssten.*

*Am 20. April (Hitlers Geburtstag) vergruben Ursel und Martin [Pfarrers Kinder] einige Kleinigkeiten. Ich hatte große Unruhe in mir und drängte um dreiviertel zwölf Uhr zum Mittagessen, obwohl unser Vater noch nicht von den Dorfbesuchen zurück war. Kurz nach zwölf Uhr kam Alfred. Die Einschläge waren inzwischen näher gekommen und um 12.10 Uhr krachte es plötzlich so, dass Alfred mit seinem Teller Suppe und wir mit den nächstliegenden Kleidern in den Keller rannten. Ein Hauptmann, der mit dem Motorrad unterwegs war, flüchtete auch herein. Er berichtete, dass ein Volltreffer circa 120 Meter von uns weg in Friedrich Grözingers Scheuer eingeschlagen sei. Plötzlich krachte es auch bei uns. Wir hörten Ziegel poltern und Splitter fallen,*

*aber der Keller war gut und wir spürten uns eingehüllt in den Schutz Gottes und befahlen uns in Seine Hände. In einer Feuerpause schauten Alfred und Martin oben nach, Ursel ließ ich nicht hinauf. Sie erzählten, dass unsere beiden Rotdorn-Bäume durchsplittert seien und dass im Wohnzimmer die Fenster draußen und alles voller Glassplitter sei, dass die Uhr und die Tür durchlöchert sei, und im Wohnzimmer die Wand ein großes Loch habe. Auch das Dach habe Ziegel eingebüßt und im oberen Stock seien Läden und Fenster teilweise kaputt. Wir dankten Gott, dass unser Haus noch da war und wir sonst keinen Schaden genommen hatten. Nach kurzer Pause ging der Beschuss weiter und alles flüchtete wieder in den Keller. So oft wir die Kirchenuhr schlagen hörten, wussten wir, dass der Turm noch stand und wir waren froh darüber. Zwischen sieben und acht Uhr abends setzte die Schießerei wieder stärker ein, auch Maschinengewehr-Feuer hörte man und wir hatten den Eindruck, als ob der Feind sich nun dem Dorf nähern würde.*

*Wir waren mehrere Leute im Keller. Wir legten nun Decken und Kissen, Alfred las die Abendandacht und wir richteten uns so gut wie möglich für die Nacht im Keller ein. Da alles todmüde war, schliefen die meisten bald ein. Nur ich konnte keine Ruhe finden, meine Nerven waren so angespannt, dass ich mich gar nicht hätte hinlegen können. Kurz nach acht Uhr hörte ich Stimmengewirr, meinem Gefühl nach in Richtung Rathaus. Bald darauf fuhr ein Auto in unsern Hof und ich hörte Leute ins Haus eindringen. Ich beschloss, Alfred und die andern erst zu wecken, wenn ich merken würde, dass jemand in den Keller hereinkommt. Etwa eine Viertelstunde später war es so weit, ich zupfte Alfred. Die beiden Mädchen, die gut in Decken verpackt auf dem Boden lagen, ließen wir schlafen. Die Türe ging auf und herein kamen zwei braune Tunesier, einer mit*

vorgehaltenem Gewehr. Wir klaubten ein paar französische Brocken zusammen um ihre Fragen zu beantworten. Einer ließ sich eine Kerze geben und er leuchtete im Keller herum, aber ohne dass er mehr als drei bis vier Schritte tief in den Keller trat. Sie überzeugten sich, dass kein Soldat unter uns war und zogen sich mit „Bonne nuit“ zurück. Wir waren also jetzt „besetzt“ und spürten ein merkwürdiges Gefühl in uns hochkriechen.

Oben im Haus ging's lebhaft zu. Wir hörten Türen zuschlagen und Tritte im Treppenhaus, merkten wie Wasser in der Küche und im Bad herausgelassen wurde und alles von wildfremden Menschen, die von unserem Eigentum Besitz ergriffen hatten, indessen wir in den Keller verbannt waren. - Die Zeit schlich langsam dahin, ab und zu krachten noch Schüsse, jetzt von unserer Ari, die ins Dorf herein schoss und hauptsächlich sich ein brennendes Haus in der Bahnhofsgegend zum Ziel genommen hatte.

Etwa drei Stunden mochten so vergangen sein. Außer mir schlief alles im Keller, als plötzlich von außen sich wieder zwei Tunesier dem Keller näherten. Sie trällerten ein Lied und schienen nicht mehr ganz nüchtern zu sein. Als sie herein kamen, hatte ich schon Alfred geweckt und wir riefen ihnen entgegen: „Deja occupé!“ Sie steckten sofort um, waren höflich und bedauerten, dass alles „occupé“ sei. Und der andere Keller? „Aussi déjà occupé?“ Auf unser zögerndes „Non“ zogen sie wieder ab. Ich konnte nicht lange triumphieren, obwohl ich ja den Schlüssel zum zweiten Keller in der Manteltasche trug, denn wir hörten, dass im Nu das Schloss offen war, wahrscheinlich mit Hilfe eines Dietrichs, und dass die beiden es sich nebenan auf Ursels schönen Matratzen und Bettzeug, das wir sicher geglaubt hatten, bequem machten. Leichtes Klirren von Geschirr drang auch immer wieder zu uns herüber und ich

*dachte mit Wehmut an mein schönes Kristall und das feine Geschirr, das ich im zweiten Keller verstaut hatte. Doch „lass fahren dahin“ - wir waren so dankbar, dass Ursel und Hedwig Schaber unangetastet geblieben waren und wir ungestört in unserem Zufluchtsort verbleiben durften. Unser Herz war voll Lob und Dank und wir spürten Gottes Engel bei und um uns stehen.*

*Langsam rannen die Stunden dahin. Beim ersten Morgengrauen lasen wir zusammen die Losung des Tages Sprüche 9,33 und Hebräer 12,11. Ja wir empfanden die Züchtigung Gottes tief und schmerzlich und wir bitten Gott, dass Er auch daraus eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit möge wachsen lassen.*

**Bild 8 Luftbild von Renningen, aufgenommen am 18. April 1945 vom selben amerikanischen Foto-Aufklärungsflugzeug. Nördlich des Bahnhofs die Flugmeldezentrale „Möwe“, im Volksmund „Negerdörfle“ genannt.**

*Sobald es Tag war, gingen Alfred und Martin ins Haus hinauf, um die Lage zu prüfen und uns Bericht zu erstatten. Sie konnten ungehindert das Haus betreten und holten auch mich hinauf. Ursel musste noch weiterhin im Keller bleiben, weil wir sie vor den Tunesiern verbergen wollten. In der Nacht war viel Schreckliches passiert und eine Menge Mädchen und Frauen von den rohen Kerlen vergewaltigt worden.*

*Im Haus und nebenan im Keller sah es böse aus, sämtliche Schubladen aufgerissen, der Inhalt auf den Boden geworfen, von den Koffern die Schlösser*

*aufgebrochen und mancherlei entwendet. Aber wir haben allen Grund, Gott zu loben und zu danken, dass so wenig fehlt und wir noch so viel besitzen. In der Küche bewegten sich lauter fremde Gestalten. Das Feuer brannte lustig im Herd, und es stand eine Menge Geschirr herum vom Frühstück der „Herrschaften“. Ich fing an aufzuräumen, abzuspülen und die Herrschaft in diesem Raum wieder an mich zu reißen. Wenn einer etwas trinken oder holen wollte, musste er unbedingt über meine Person stolpern, und so begannen sie, um Wasser oder Milch zu fragen und sogar darum zu bitten. Ich konnte unangefochten unser Essen bereiten und es im Studierzimmer, dem einzigen noch ordentlichen Raum, mit meinen Lieben verzehren. Natürlich wurden wir öfters gestört, durch braune Gestalten, die immer wieder alle Zimmer durchstöberten nach für sie brauchbaren Sachen. Wenn Alfred ihnen entgegentrat und sie fragte was sie suchen, waren sie verduzt und sagten: „Ich nur guck“ und einige kehrten wieder um.*

*Unten im Haus war Verbandsstation, ein Kommen und Gehen, Verwundete wurden gebracht, verbunden und wieder fortgeschafft. Morgens wurde eine tote Russin eingeliefert, die in der Nacht auf der Straße angerufen worden war, nicht gehalten hatte und deshalb erschossen worden war. Im Holzstall lag auf einer Bahre ein toter Tunesier mit seinem ausgestreckten braunen Arm, an dem die Ringe nur so glitzerten. Jedes Mal, wenn ich nach Holz lief, erschrak ich, wenn der braune Arm sich mir entgegen streckte. Am Nachmittag mussten Photoapparate und Radios auf dem Rathaus abgegeben werden.*

*In der Küche und in den Zimmern tafelten immer wieder neue Gestalten. Sie brachten Hühner und eine Menge Eier, die sie zubereiteten, auch meine waren darunter. Als ich grad oben im Studierzimmer war, kam Alfred und holte mich. „Frau soll kommen, Hühner braten!“ Als ich kam,*

*hatten sie drei blutende Hühner in der Hand. Die Blutspuren zogen sich durchs ganze Haus, was aber neben dem übrigen Unrat und Dreck nicht mehr viel ausmachte. Ich schüttelte nur den Kopf, sie fassten das als Weigerung auf, nahmen ihre Hühner und zogen ab, um sie in einer anderen Haushaltung zuzubereiten, aber zum Verzehren erschienen sie wieder.*

*Alfred deckte ihnen das gute Geschirr. Als er ihnen Saftgläser gab, verlangten sie die feinen Weingläser. Alfred schenkte Apfelsaft ein und machte den Wirt, und die Herren tafelten und lebten wie Gott in Frankreich. Eine seidene Tischdecke benützten sie vornehm als Mundtuch, und auf Flecken bei der anderen Tischdecke kam es auch nicht an. Dann verließen sie befriedigt das Haus, und wir konnten die Überreste wegräumen. Sämtlich waren es Mohammedaner, teils große schlanke Gestalten mit krausen Haaren, teils kleine und untersetzte mit Tüchern um den Kopf gewunden.*

*Unsere arme Ursel schoben wir bald da-, bald dorthin. Ich rannte unzählige Male die Treppe hinauf und hinab, wenn sie im Garten war. Einmal merkte ich, dass einer in den Garten zu ihr hinaustrat. Ich wie der Wind hinunter, er war aber recht ordentlich und sagte: „Nix Angst haben, nix tun. Mama kaputt, Papa kaputt, zwei Bruder kaputt. Nur noch so eine Schwester haben.“ Dabei wies er auf Ursel. Wir unterhielten uns nett mit ihm und er bat um Trinken, ich schenkte ihm Milch ein. Die trank er, dankte und ging wieder.*

*Gegen vier Uhr rüsteten sie zum Aufbruch. Oh wie froh waren wir! Danach ging's ans Misten, schrecklich sah es aus. Ursels Zimmer war am furchtbarsten, da musste man über die hässlichsten Dinge steigen. Ich ließ niemand hinein, bevor ich nicht das Allerärgste hinausgeräumt und das Größte geputzt hatte.*

*Da - plötzlich geht's wie ein Lauffeuer durchs Dorf: „Von Malsheim her kommen Schwarze, sie bleiben im Dorf. Weg mit den Frauen und Mädchen!“ Fast zu gleicher Zeit wurden wir gebeten eine gelähmte Frau mit ihrer 20jährigen Tochter aufzunehmen, es waren Nußdorfer Flüchtlinge. Wir sagten schweren Herzens ja. Das junge Mädchen nahm ich mit Ursel und einigen anderen in den Kirchturm um dort die Nacht zu verbringen. Alfred, Martin, Frau Besserer und ihr Schwager schliefen im Haus. Gott Lob blieb die Nacht ruhig. Es kamen keine Truppen durch, und wir durften in der Frühe des 22. Aprils, eines Sonntags, wieder in unser Haus zurückkehren voll Dank für die gnädige Bewahrung.*

*Nachtrag vom 19. Mai 1945: Heute ist Monsieur Fara abgereist. Gerade drei Wochen lang war er hier Ortskommandant. Wir können nicht genug Gott danken, dass er uns in diesen unruhigen Zeitläuften gerade diesen Mann, der ein Bruder in Christus und evangelischer Pfarrer ist, geschickt hat. Er hat in keinem Gottesdienst gefehlt und hat ständig seine zerlesene Bibel bei sich geführt. Sie war ihm in fünfjähriger Kriegsgefangenschaft zum treuesten Kameraden geworden. In unserem Haus hat er sich so wohl gefühlt, dass er heute beim Abschied besonders betont hat, wie er sich daheim fühlte in unserer Familie.*

*Mit seiner Hilfe hat die evangelische Kirchengemeinde ihre Kinderschule zurück erhalten. Er sorgte für Ordnung im Dorf, so dass man trotz der 500 bis 800 Ausländer, die ständig im Durchgangslager sich befinden, ruhig im Ort sich bewegen konnte. (Es handelte sich um **Displaced Persons**. (DPs) Diese waren Zwangsarbeiter, vor allem aus osteuropäischen Ländern, die auf ihren Heimtransport warteten.) Er kam Alfred mit solch herzlicher Liebe entgegen wie nur ein Bruder es tun kann. War zugleich der höflichste, liebenswürdige und gewandte Franzose, von dem man nur lernen konnte.*

*Was mag nun werden - wer kommt an seine Stelle? Wir wollen nicht sorgen, sondern Gott danken für seine Güte, die uns wieder so sichtbarlich zuteil wurde. - André Fara ist Pariser, circa 30 Jahre alt, und Hugenotte. Er war 24 Tage verheiratet als er vor fünf Jahren ins Feld musste, kam bald in deutsche Gefangenschaft und war in Heilbronn im Kriegsgefangenenlager. Er hat dort sehr gehungert, aber bei uns nie darüber geklagt. Er freut sich nun riesig auf die Heimat, seine Frau und seine Eltern, die wir im Bild kennen lernten. Er will fertig studieren und dann, geb's Gott, in seinem Pfarramt arbeiten, wahrscheinlich in Paris.*

### **Quellen:**

Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS), Bestand J 170/10: Gemeindeberichte an das Statistische Landesamt)

Stadtarchiv Renningen (StAR), Bericht von Hedwig Günzler vom 27. 4. 1945 und 19. 5. 1945 (Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung des Sohnes Martin Günzler, Pfarrer i. R. in Weigheim bei Schwenningen)

Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL), FL 20/11: Berichte der Gendarmerie-Posten an den Landrat

Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Karte VII,10

Jochen Prien: Geschichte des Jagdgeschwaders 53  
Bilderchronik von Heimsheim, Leonberg 1959

Bericht Pfarrer Fausel aus Heimsheim vom 21. 11. 1945



## **Zeitzeugenberichte**

Auf den folgenden Seiten haben Stadtarchivar Mathias Graner, Pfarrer Franz Pitzal und vor allen Dingen Rolf Mayer zahlreiche Zeitzeugen zu ihren Erinnerungen an das Kriegsende in Renningen und Malsheim befragt. Die Erinnerungen wurden im Frühjahr 2015 niedergeschrieben.

Da es sich dabei zum Teil um Erinnerungen an das Kriegsende in Renningen und Malsheim handelt, zum Teil aber auch um Erinnerungen von Personen, die erst nach dem Krieg in Renningen sesshaft wurden und sich zum Zeitpunkt des Kriegsendes an anderen Orten aufhielten, haben wir diese Zeitzeugenberichte in zwei Abschnitte gegliedert.

Einige Zeitzeugen wollten ihre Namen nicht in einer Publikation veröffentlichen, in diesem Fall haben wir lediglich die Initialen, den Geburtsjahrgang und den heutigen Wohnort verwendet. Die vollständigen Namen zu den jeweiligen Berichten sind jedoch im Stadtarchiv Renningen verwahrt.

Auch ist bei der langen Zeit, die seit dem Kriegsende vergangen ist, zu berücksichtigen, dass es sich um subjektive Erinnerungen und Eindrücke einzelner Personen handelt. Im Einzelfall mag es durchaus sein, dass diese Erinnerungen im Widerspruch zur geschichtswissenschaftlichen Literatur oder im Widerspruch zu Erinnerungen

anderer Personen stehen. Da die Ereignisse an dieser Stelle bewusst subjektiv geprägt sein sollen, sind die Texte dennoch unbearbeitet und entsprechen genau den heutigen Erinnerungen der Mitbürgerinnen und Mitbürger. Lediglich in einigen wenigen Fällen haben wir ergänzende Anmerkungen vorgenommen, die im Text hervorgehoben sind. Auch haben wir in wenigen Fällen die Berichte gekürzt.

Franz Pitzal hat zu manchen Erzählungen kleine Illustrationen angefertigt, weiterhin haben wir historische Bilder aus dem Bestand des Stadtarchivs Renningen verwendet.

Wir bedanken uns bei allen Mitwirkenden für ihre Bereitschaft, sich an diese Zeiten zurückzuerinnern und dies schriftlich niederzulegen. Dies ist für nachfolgende Generationen ein wertvoller Erfahrungsschatz, den es zu bewahren und zu beachten gilt.

## **Erinnerungen an das Kriegsende in Renningen und Malsheim**

### **Frau G.L. : Bei Bombenalarm flüchteten wir uns in den Erdbunker**

In den letzten Monaten vor dem Einmarsch am 20. April hatten wir wochenlang Schnee und richtig Winter. Mit meiner Schwester zusammen waren wir Schlittschuh fahren auf dem sogenannten Boschgelände [*Am.: die Firma Bosch hatte bereits vor dem Zweiten Weltkrieg Grundstücke in Renningen aufgekauft*] nördlich der Bahnlinie Rutesheim – Renningen. Plötzlich wurden wir durch lautes Propellergeräusch aufgeschreckt. Jabos kamen aus der Sonne heraus in niedriger Höhe auf uns zugeschossen. Deutlich konnte man die Piloten in ihrer Kanzel erkennen. Sie schossen mit ihren Bordkanonen, und wir glaubten es gelte uns. Voller Angst stürzten wir uns den Hang hinunter und waren in Sicherheit. Von dieser Zeit an hatte ich eine geradezu panische Angst vor Flugzeugen, besonders vor den Rotschwänzchen, wie man die französischen Tiefflieger ihrer roten Leitwerke wegen nannte. Sie haben auf alles geschossen was sich bewegte. Bei Bombenalarm flüchteten wir uns in den Erdbunker, den Gärtner Trautter auf seinem Grundstück gegraben hatte. (Ecke Alte Bahnhofstraße/Rutesheimer Straße.)

Kurz vor dem Einmarsch der Franzosen hatte die deutsche Wehrmacht die Brücke über die

Eisenbahn in der Rutesheimer Straße gesprengt. Jetzt verkehrte auch kein Zug mehr. An den Ortseingängen wurden Panzersperren angebracht. Am Morgen des 20. April haben wir bei Familie Trautter Kartoffeln gesteckt. Der Gärtner meinte, vielleicht können wir bald nicht mehr aus dem Haus gehen, dann können wenigsten die Kartoffeln wachsen.

Abends sind wir alle im Keller gesessen. Es kamen bewaffnete Soldaten ins Haus, die uns aber kein Leid zufügten. Außer unseren Hühnern haben sie nichts mitgenommen. Wahrscheinlich hatten sie auch Hunger.

Am nächsten Tag hat uns 3 Mädchen unser Vater die Gesichter mit Ruß beschmiert, uns Kopftücher umgebunden und alte Kleider angezogen. Da man verschiedentlich von Vergewaltigungen gehört hat, durften wir uns möglichst nicht auf der Straße sehen lassen. In den ersten drei Tagen herrschte sowieso eine Ausgangssperre.

(GL, Jahrgang 1931)

*Bild 9 Als Gutshof getarnte Wehrmachtsgebäude auf dem Flugplatz Malmsheim*

## **Frey, Elfriede: Amerikanisches Postamt in der Riedstraße**

Die Häuser in der Riedstraße wurden meines Wissens von den Amerikanern beschlagnahmt und mit Soldaten belegt, da sämtliche über ein Bad verfügten. Meine Mutter und ich kamen in einem kleinen Zimmer in der Mühlgasse unter. In der Riedstr. 9 war das Amerikanische Postamt untergebracht. Die Hausbesitzerinnen mussten jeden Tag in ihren Häusern putzen und aufräumen. Für uns Kinder, die sie dorthin begleiteten, gab es oft Schokolade von den Soldaten.

Auf der Nordseite der Riedstraße, damals noch baumbestandene Wiese, fanden sämtliche Versammlungen und Veranstaltungen der Amerikaner statt. Auf der Ostseite dieser Wiese befand sich ein betonierter Erdbunker für die Eisenbahnerfamilien und Bahnreisende. Wir gingen bei Fliegeralarm, der des nahen Flugplatzes wegen nicht selten war, in einen Erdbunker des Anwesens Riedstr. 5. (Schreinerei Seizer)

(Elfriede Frey, geb. Seizer, Jahrgang 1939)

## **Herr W.M.: Jetzt wird's gefährlich!**

Aufgrund der Bombenangriffe waren teile der firma Bosch nach Breslau ausgelagert. Dorthin war mein

Vater als Mitarbeiter gefolgt. Bei seiner Heimreise kurz vor Kriegsende wurde ihm sein gesamtes Reisegepäck, bestehend aus drei großen Koffern, gestohlen. Fast sein gesamtes Habe an Kleidern und Schuhen.

Die Mutter war mit meiner Schwester und mir allein, und die täglichen Bombenangriffe machten einem das Leben zur Hölle. Durch den Flugplatz in unserer Nähe waren die Jäger auch bei Tage unterwegs. Sie griffen sogar die Bauern samt Kühen auf den Feldern an.

Der Bombenangriff am 23. Februar auf Pforzheim traf meine Mutter besonders hart. Sie hatte bis 1938 lange Jahre mit uns dort gewohnt. In einer Nacht hatte sie alle ihre Bekannten und Freunde verloren.

Die Soldatenunterkünfte hinter der Eisenbahn [*nördlich des Bahnhofes, „Negerdörfle“ genannt*] waren ein oder zwei Tage vor dem Einmarsch der Feinde fluchtartig verlassen worden. Wir bekamen das sofort mit und hatten eine traumhafte Fundgrube entdeckt. Unter anderem fanden wir fabrikneue Fahrräder verpackt in Kisten, Töpfe, Tassen, Teller und anderen Hausrat. Wir schleppten heim so viel wir tragen konnten. Unsere zweite Mission endete aber schlagartig. Plötzlich krachten Schüsse in die Holzbaracke. Eine Nachbarin, die einen großen Topf eingelegter Gurken trug, keuchte plötzlich: „Hilfe!“ als der Topf, von einer Kugel getroffen, barst. Sofort wurde uns klar, jetzt wird's gefährlich, und wir rannten unter einen abgestellten Güterwagon, natürlich ohne

unsere Beute, von dort weiter hinter Bäume und Hecken und kamen alle unverletzt zu Hause an. Am Tag des Einmarsches, nachts um 0 Uhr, wurde bei uns die Kellertüre aufgerissen und sechs kohlschwarze, deutsch sprechende Elsässer drängten herein. Vater musste mitkommen und in den Stegewiesen festgefahrene Panzer freischaufeln.

(W.M., Jahrgang 1936)

**Bild 10: „Negerdörfle“. Radarstation der Luftwaffe auf dem Gelände der spätere Firma „Energit“**

## **Knöferl, Martha: Wir beteten alles, was wir auswendig konnten**

In Renningen fiel in der Bahnhofstraße eine Luftmine. Es gab zwei Tote. Der gewaltige Druck drückte uns im Luftschutzkeller auf den Boden. Wir beteten viel. Dann der 20. April. An Hitlers Geburtstag hörten wir immer näher kommende Ari-Geschosse. Bei unseren Nachbarn (Schlienz) gab es zwei Einschläge.

An allen Ortsausgängen machten die Parteimitglieder Panzersperren, um den heranrückenden Feind aufzuhalten. Bei uns waren es die Franzosen mit ihren Kolonialsoldaten, den Marokkanern. Von ihnen wurde erzählt, dass sie Frauen und Mädchen vergewaltigen, und sie taten es auch. Wir Mädchen zogen von der Oma alte Kleider an, banden uns Kopftücher um, oder setzten altmodische Häubchen auf. Unsere Gesichter verschmierten wir mit Ruß oder Schuhkreme. Ich war 16 Jahre alt damals. Zuerst mussten wir lachen über unser Aussehen als wir uns vor der Traube trafen.

Bei Schuhmacher Maisch, ich durfte Vetter und Base zu ihnen sagen, durften wir bei allen Fliegerangriffen und wenn die Sirene geheult hat in den Keller gehen. Dort fühlten wir uns geborgen. Überhaupt sind die Menschen in dieser Zeit sich viel näher gewesen als heute. Der Vetter war im 1. Weltkrieg Soldat gewesen und ein erfahrener und starker Mann. Er hat uns oft getröstet. Die Base war



eine gläubige Frau. Wir sind bei allen Angriffen verschont geblieben, Gott sei Dank.

Meine Mutter, so schlau sie war, fragte einen versprengten Soldaten, der ganz erschöpft Richtung Mühle ging, was wir tun sollen, wenn jetzt gleich der Feind kommt. Er sagte: „Stellen sie viele Arzneikolben auf den Tisch.“ Da mein Vater wegen mehrerer Magenoperationen viel Arznei nehmen musste, tat sie das. Mein Vater war zu diesem Zeitpunkt nicht da, da er mit der Firma Hirth-Heinkel am Westwall Bunker bauen musste. Das war auch so ein Blödsinn. Die Arznei hat die Marokkaner wahrscheinlich abgeschreckt, so daß sie im Hausgang nur rohe Eier ausgetrunken haben.

Während der gefährlichen Zeit waren wir, mit Stroh zugedeckt, bei Emma und Wilhelm Höhn in ihrem Rübenkeller in der Scheune. Die Frauen im hinteren und die Männer im vorderen Teil. In der Nacht, als der Feind über den Mühlberg nach Renningen reinkam, hörten wir den Todesschrei einer Frau. Es war die Ukrainerin, die als Verschleppte bei Böhmlers arbeiten musste. Sie war nicht im Keller geblieben, sondern war ins Freie gegangen und dort erschossen worden. Wir hatten danach große Angst und beteten alles, was wir auswendig konnten.

Tagsüber verließen wir unser Versteck im Keller und spickten durch die Spalten der Scheunenbretter. Da sahen wir die fremden Soldaten. Uns erschienen sie sehr hässlich, einer wie der andere. Sie lagerten sich im Straßengraben vor dem Haus Schüle.

Es war ein Glück, dass Höhns einen etwa 20 Jahre alten Zivilfranzosen hatten. Er war ein Freund meines Bruders, der ihm immer seine Rauchzeugmarken gab. Dieser Franzose Roland hat Gustav Schüle wohl das Leben gerettet. Schüle war Polizist in Renningen und war sehr stolz auf seine Uniform, die er absolut nicht ausziehen wollte, obwohl es ihm alle geraten hatten. Die Marokkaner kamen in den vorderen Keller, packten Schüle und schrien: „Du Soldat!“ Daraufhin mischte sich Roland ein und erklärte ihnen auf Französisch, dass der Mann Gendarm sei und kein Soldat. Wahrscheinlich hätten sie ihn erschossen.

Mein Bruder und Roland haben nach Ablauf der Ausgangssperre den Keller verlassen und sind Richtung Magstadt gegangen. Auf der Höhe des Hauses Zinser schlug eine Granate ganz in ihrer Nähe ein. Schnell rannten sie zurück. Einige Zeit später wurde mir von einer Vergewaltigung erzählt. Nachbarinnen hatten eine Anzahl Fässer mit Most im Keller, darunter auch ein kleines Essigfass. Als die Marokkaner in den Keller kamen, hatten sie wahrscheinlich Durst und machten sich hinter das kleine Fass wohl in der Meinung, es könnte Wein enthalten. In ihrer Hoffnung getäuscht, wurden sie wütend und nahmen zwei jüngere Frauen in das Schulhaus mit und vergewaltigten sie dort. Sie mussten später zum Arzt.

(Marta Knöferl, geb. Knapp, Jahrgang 1929)

### **Hamm, Eleonore: Unsere Hühner wanderten in die Kochtöpfe der Besatzer**

Wir wohnten inmitten des Dorfes. Im Keller waren meine Eltern und eine Nachbarin, die alleine Angst hatte und deshalb viel bei uns war. Für den Fall des Einmarsches hatte mein Vater für mich und einige Nachbarmädchen in der Scheune aus Stroh- und Heubüschel ein Versteck gebaut, in dem wir uns dann verbargen. Unter einem Berg Kartoffel hatte er sein Gewehr versteckt in der Hoffnung, die feindlichen Soldaten würden es nicht finden. Sie hätten es auch nicht gefunden wenn er nicht vergessen hätte, auch die Munition dazu verschwinden zu lassen. Als sie diese fanden, mußte er sie auch zum Versteck des Gewehres führen. Es war gar nicht so einfach den Soldaten klar zu machen, dass er Forstmeister war, und dass die aufgefundene Uniform keine Soldatenkleidung, sondern eine Dienstkleidung war. Die Eroberer rissen sämtliche Schubladen auf und nahmen alles mit, was nach Wert aussah oder glitzerte. Natürlich fanden sie ganz unten im Schrank versteckt Vaters Paradehirschfänger, auf den er besonders stolz gewesen war. Den nahmen sie ebenso mit wie seine Sonntagsuniform. Sonst kamen wir wenig mit den fremden Soldaten in Berührung. Unsere Hühner und die der Nachbarn wanderten ausnahmslos in die Kochtöpfe der Besatzer.

In den geöffneten Fenstern des Rathauses hatten sie Maschinengewehre aufgestellt, wahrscheinlich um die Einwohner einzuschüchtern.

(Eleonore Hamm, geb. Härtter, Jahrgang 1926)

*Bild 11: Hamm*

### **Binder, Helmut: Nur zum Kochen hat man den Keller verlassen**

Die letzten Wochen vor Kriegsende haben wir überwiegend im Keller verbracht. Nur zum Kochen hat man den Keller verlassen.

Am 20. April abends sind die Franzosen in Renningen einmarschiert. Alle mussten das Haus verlassen und die französischen Soldaten haben Haus und Keller nach versteckten deutschen Soldaten durchsucht. Da niemand versteckt war und auch nichts gefunden wurde, durften wir wieder ins Haus.

Am nächsten Morgen fiel meiner Mutter auf, dass ich krumm gestanden bin und über Bauchweh geklagt habe. Mit dem Leiterwagen wurde ich zu Frau Dr. Frey in die Alte Bahnhofstraße gefahren. Sie stellte eine Blinddarmentzündung fest. Am nächsten Morgen wurde ich mit dem Pferdefuhrwerk meines Paten ins Krankenhaus nach Leonberg gefahren. Das war damals noch beim Bahnhof unten. Unterwegs begegneten wir marschierenden französischen Soldaten, die uns ständig aufhielten, um im Stroh des Wagens nach versteckten Soldaten zu suchen. Daher dauerte unsere Fahrt wesentlich länger als geplant, und ich hatte starke Schmerzen und hohes Fieber. Im Krankenhaus angekommen wurde ich sofort operiert, da der Blinddarm schon geplatzt war.

Nach fünf Wochen kam ich wieder in ein halbwegs normalisiertes Renningen zurück. Was hatte ich alles schon hinter mir. Im Oktober 1943 hatte ein Bombe unser Haus in Renningen getroffen und zerstört, meinen Vater getötet und meine Mutter schwer verletzt. Meine Schwester und ich waren mit leichten Verletzungen davongekommen. Am 2. Weihnachtsfeiertag 1944 hat ein abgeworfener Reservetank eines Flugzeugs das Dach meines großelterlichen Hauses durchschlagen und seinen Inhalt in die Schlafstube ergossen. In der danebenliegenden Wohnstube saß die ganze Familie beisammen, und im Ofen brannte ein Feuer.

(Helmut Binder, Jahrgang 1932)

*Bild 12: Im Oktober 1943 zerstörtes Haus in der Lindenstraße (Familie Binder)*

### **Frieß, Gerhard: So leichtsinnig war man damals**

Es war ein sonniger Tag Ende Januar 1945, als wie schon so oft die Sirenen aufheulten. Ein Nachbarjunge und ich wechselten vor dem Haus meiner Eltern ein paar Worte, da hörten wir den Motor eines Jagdbombers aus Richtung Magstadt, der zum Tiefflug ansetzte. Kaum hatten wir im Haus Zuflucht gefunden, da zischte und krachte es laut, auch vernahmen wie das Krachen explodierender Bomben. Als es endlich ruhiger wurde, und wir uns wieder ins Freie wagten, war der Schnee mit

rotbraunem Staub bedeckt. Er stammte von beschädigten Gebäuden von der militärischen Anlage nördlich des Bahnhofes, Negerdörfle genannt. Auf der Bahnhofstraße erkannten wir Einschüsse von Maschinengewehren. Ein Geschöß hatte das Schloss des Hoftores getroffen, und ein Blechteil war gegen die Haustür geschleudert worden und hatte die Glastüre durchschlagen. Die schnelle Reaktion hat uns beiden wohl das Leben gerettet.

Einige Wochen vor Kriegsende hatte die Wehrmacht ein ausrangiertes Jagdflugzeug ohne Flügel und Propeller auf dem hiesigen Bahngelände abgestellt. Dieses erregte unsere Neugierde, und wir bestiegen die Pilotenkanzel. Dabei entdeckten wir, dass die Abdeckung aus Plexiglas bestand, das man mit einem Streichholz entzünden konnte.

Einer von uns organisierte MG-Munition, woher er diese hatte weiß ich nicht mehr, und zeigte uns was passiert, wenn man so ein Geschoss auf das brennende Plexiglas legt. Dieses Experiment machten wir natürlich auf freiem Feld, auch hielten wir einen gehörigen Abstand. So unbedarft und leichtsinnig war man damals.

Nach der Besetzung durch die Franzosen fand man überall zurückgelassene Munition. Einer von uns hat mit einer großkalibrigen Munition hantiert und musste dies mit seinem Leben bezahlen.

Das Thema Angst war bis zum Kriegsende das beherrschende Thema, zumal zwei für die gegnerischen Kampfflugzeuge wichtige Ziele in unserer Nähe lagen, der Flugplatz und das

„Negerdörfle“. So mussten wir stets am Tag mit Jagdbomberangriffe und bei Nacht mit Bombardierungen rechnen. Auch die jungen Frauen (Luftwaffenhelferinnen), die im Negerdorf Dienst verrichteten, hatten Angst. Vor nächtlichen Angriffen suchten sie häufig Schutz in Kellern der Bahnhofstraßenbewohner.

Die Anspannung wuchs, als der Gefechtslärm aus Richtung Pforzheim immer stärker wurde. Zum Glück setzte die deutsche Wehrmacht den anrückenden Franzosen keinen allzu großen Widerstand entgegen, so dass unser Dorf vor militärischen Auseinandersetzungen weitgehend verschont blieb. Viele Frauen hatten sich als Großmütter verkleidet, so dass es weniger Übergriffe durch dunkelhäutige französische Soldaten gab.

Einige Wochen vor Kriegsende wurden wir Dreizehnjährigen zum Volksturm eingeteilt. Wir trafen uns zu Übungen in der Rutesheimer Straße. Ich hielt zwar eine Panzerfaust in der Hand, hatte aber von der Handhabung und dem Gebrauch keine große Ahnung. Zum Glück haben uns die alten Landsturmmänner mit der Aufforderung weggeschickt: „Bald kommen die Franzosen, geht nach Hause“.

Nach den Franzosen kamen die Amerikaner. Die suchten sich die neuen Häuser als Quartier heraus. Dabei legten sie besonderen Wert darauf, dass das Haus ein Bad besaß. Dies wurde dann auch eifrig benutzt, auch von denen, die in Häusern ohne Bad einquartiert waren.

Jeder Haushalt erhielt die Auflage, einen Anzug, einen Foto Apparat und ein Radio abzuliefern. Radio Schmid musste sie dann auf Funktionstüchtigkeit überprüfen.

Unsere Konfirmation war von Pfarrer Güzler auf den Monat März geplant, und die Mädchen hatten schon eifrig Girlanden aus Tannengrün geknüpft. Wegen der häufigen Bombenalarme schien dies aber nicht ratsam. Auch eine Verlegung in die Abend- und Nachtstunden wurde bald verworfen. So fand unsere Konfirmation eben erst nach dem Einmarsch im Mai statt. Ein Gruppenfoto von uns Konfirmanden gab und gibt es nicht, da jedermann befürchtete, sein Apparat könnte bei dieser Gelegenheit beschlagnahmt werden. Dass die Geschenke damals recht bescheiden ausgefallen sind, dürfte niemand verwundern.

(Gerhard Frieß, Jahrgang 1932)

*Bild 13: Flugzeuge He-111 auf dem Malmsheimer Flugplatz*

### **Frau K.M.: Mama, wann ist der Krieg endlich vorbei?**

Als 10 jährige Bewohnerin der Bahnhofstraße hatte ich schon manches erlebt. Tag- und Nachtangriffe feindlicher Flugzeuge waren zur Tagesordnung geworden. Mutter hatte gerade das Mittagessen in die Teller geschöpft, da hörte man



Fliegermotorenlärm oft schon vor der Sirenenwarnung. Schnell Teller mit dem Essen in die Hände genommen und in den Keller gestürmt. „Mama, wann ist der Krieg endlich vorbei?“ „Ja wenn die V2 entwickelt und gebaut wird, dann kann dieser Krieg zu Ende kommen“, war die Antwort der Mutter. Diesmal war es nicht der Motorenlärm, der hier stationierten Jagdflieger, die wir Bahnhöfler Kinder - ohne vorheriges Sirenengeheul - oftmals vom Bahnhof aus beim Start beobachteten und abzählten. Es waren meist 12 Maschinen, die einem angreifenden Bombengeschwader zur Bekämpfung entgegenflogen. Wir fünf oder sechs Kinder, die manchmal noch den kleinen Rolf Mayer zur Betreuung übernommen hatten, zählten später die zurückkommenden Jagdflieger, da waren es nicht selten nur noch acht oder neun Rückkehrer.

Eines Tages fuhr ein Versorgungszug in den Bahnhof ein. Vielleicht brauchte die Dampflok Wasser, denn sie blieb in der Nähe des Wasserturmes stehen. Im selben Moment hörte man ein größeres feindliches Geschwader anbrausen. Soldaten verließen den Zug und stürmten schutzsuchend in Richtung der umliegenden Häuser. Unser Haus war voll Menschen bis in die oberen Geschosse. Es knallte und krachte, Tiefflieger griffen den Zug an. Sie wählten ihre Angriffsroute entlang der Bahntrasse. Die Erwachsenen redeten darüber, und wir Kinder sammelten die Hülsen ein. Das gegenüber liegende Haus hatte ein ganz durchlöcherteres Ziegeldach. Wir „ernteten“ im Hof, im Garten und auf der Straße

eine ganze Zaine voll Messinghülsen, ein wertvolles Gut. Schlimm waren die Folgen. Der Lokführer war in der Lok tödlich getroffen worden, der Heizer hatte sich rechtzeitig unter den Kohlentender geflüchtet. Bei uns im Keller wurde einem Soldaten der verwundete Arm verbunden. Später wurde er von Offizieren abgeholt. Weder die Flak auf dem letzten Wagen, noch die Flugplatzflak hatten einen Erfolg verbuchen können.

Nach einem anderen Angriff wurde ein Fallschirm mit einem Soldaten gesichtet. Er flog auf die Alte Bahnhofstraße zu. Es soll ein Engländer sein. Meinen Gedanken waren: Wie sieht wohl ein Engländer aus, die haben ja einen anderen Stahlhelm, hat er eine Waffe, wird er mit ihr auf die Leute schießen? Voller Angst wieder in den Keller. Nichts ist passiert. Er kam in Kriegsgefangenschaft, aber überlebte wahrscheinlich. Schlimmer erging es einem anderen abgestürzten Engländer. Wütende Renninger haben ihn übel verprügelt, was allerdings nach dem Einmarsch böse Folgen für sie hatte.

Es war an einem Winterabend und unser Haus füllte sich mit deutschen Offizieren wegen eines abgeworfenen Flugblattes: Ankündigung eines Bombenteppichs auf Renningen und die Bahnanlagen. Sollten die bahnhoftnahen Bewohner evakuiert werden? Die Betroffenen wollten nicht weg. Man fühlte sich sicher und geschützt in Bunkern und Keller. Es kam auch kein Bombenteppich. „Nur“ Notabwürfe von beschädigten oder angegriffenen Fliegern. Diese waren schon schlimm genug. Sie kosteten

Menschenleben und zerstörten und beschädigten Häuser. Vielerorts waren durch den Luftdruck und Splitterwirkung die Fenster geborsten. Einmal konnte ich nicht in mein Bett, weil es voller Scherben war, also schliefen wir weiter im Keller. Bei meinem Bruder verursachte so eine Sprengbombe ein Loch im Trommelfell, dies zog eine schmerzhafte, langanhaltende Mittelohrentzündung nach sich und führte zu einem bleibenden Hörschaden.

Meine letzten Kriegsschultage in der Leonberger Oberschule waren geprägt vom unregelmäßigen Zugverkehr und der elterlichen Ermahnung, bei Tieffliegerangriffen sofort den Zug zu verlassen und Deckung zu suchen. Zum Glück wurde unser Zug nie angegriffen. Auf dem Schulweg vom Bahnhof zur Mörike Schule war das schon anders. Dorthin war unsere Schule ausgelagert worden, da das Schulgebäude inzwischen zum Lazarett umgewidmet worden war. Bei Angriffen auf den Engelbergtunnel (Messerschmidt) musste man sich schnell in eine Ackerfurche werfen und den Schulranzen schützend über den Kopf halten. Mein Ranzen und mein Mantel waren braun, also sieht mich der Pilot nicht, waren mein Gedanke, und ich war etwas beruhigt.

Kaum in der Schule angekommen, nächster Alarm. Bedingt durch die Doppelbelegung standen wir im Heizungskeller wie die Heringe in der Dose. „Hier bleibe ich nicht, hier ersticken und ertrinken wir. Komm wir gehen zu mir heim“, rief mir eine Mitschülerin zu. Also raus, und wir rannten die

Straße hinab Richtung zum Elternhaus der Freundin. Über uns donnerten die Maschinen hinweg, Geschosse flogen umher, galten sie uns? Kellertür erreicht, die Treppe hinab, in Sicherheit. Beim Verlassen des Kellers sahen wir ein Einschussloch in der Tür.

Es fuhr kein Zug mehr, also musste ich mit dem Fahrrad zur Schule. In Renningen und Eltingen führte eine längere Strecke über offenes Feld. Im Wald warten bis die Luft rein ist, dann in die Pedale treten und schnell bis zu den ersten Häusern oder zur nächsten Deckung. Meist hatten wir Glück und kamen ungehindert durch. Nur einmal wurde es gefährlich. Alarm auf dem Nachhauseweg. In Vaihingen hörte man die Flak schießen. Wir erreichten noch die Autobahn, warfen die Fahrräder an die Böschung, deckten glitzernde Teile mit herausgerissenem Gras ab und brachten uns unter der Brücke in Sicherheit. Die Flak hatte einen Flieger in Brand geschossen. Wird er auf der Autobahn notlanden oder wird er mit dem Fallschirm abspringen? Hoffentlich nicht bei uns in der Nähe. Nichts dergleichen geschah.

Während die Rutesheimer Schüler immer den schnellsten Weg über die Autobahn nahmen, schützte uns Renninger der Wald. Wie haben wohl die Eltern dies alles erlebt. Jeden Tag die Kinder zur Schule schicken zu müssen, nicht wissend, ob man sie nachmittags oder am Abend auch wieder heil in die Arme schließen kann.

In den letzten Kriegstagen hatten wir keine Schule mehr. Vater fuhr mit dem Fahrrad ins Geschäft nach

Leonberg. Man hörte Richtung Heimsheim die Artillerie schießen. Der Vater rief an: „Der Einmarsch steht bevor, kommt zu mir nach Leonberg. Herr Barthelmeß wird euch herbringen, wir gehen zu Verwandten ins Allgäu.“

(Frau K.M., Jahrgang 1934)

### **Widmaier, Karl: Unsere Gewehre warfen wir in einen Tümpel!**

Karl Widmaier kann sich noch an einige Vorgänge rund um den Malmsheimer Flugplatz und das Kriegsende erinnern. So ist ihm unter anderem noch der Beobachtungsturm (Nähe heutiger Forstbetriebshof) in guter Erinnerung. Da der Soldat, der auf diesem Turm Dienst tat, im elterlichen Hof von Karl Widmaier einquartiert war (Oberleutnant Buschbaum?), hatte er gute Kontakte zu diesem, und konnte manchmal auf diesen Turm steigen und durch das Scherenfernrohr blicken.

Auch die Vorgänge am zweiten Weihnachtsfeiertag 1944 sind ihm noch in guter Erinnerung. Starke feindliche Fliegerverbände griffen den Flugplatz an, und dort stationierte deutsche Jagdflugzeuge stiegen auf und lieferten sich Luftkämpfe mit den Alliierten. Die Jugendlichen, unter denen auch Karl Widmaier war, beobachteten dies vom „Russenbuckel“ aus.

Als Malmsheim in den letzten Kriegstagen von französischen Kolonialtruppen besetzt wurde, leistete Karl Widmaier Dienst im Volkssturm. Zusammen mit Alfred Vöhringer bewachte er eine Panzersperre auf Höhe der Rankmühle. Als feindliche Panzer von Weil der Stadt her kommend die Eisenbahn unterquerten, warfen beide ihre italienischen Gewehre in einen Tümpel am Steinbruch, und begaben sich nach Hause.

Die Familie von Karl Widmaier war in einem Keller in ihrer Scheune und wartete die Besetzung ab. Als erste Einheiten den Ort durchkämmten, erinnerte sich Karl Widmaier an Handgranaten und Maschinengewehrmunition, welche er in seinem Zimmer versteckt hatte. Schnell holte er diese und warf sie in das Plumpsklo. In diesem Moment erschien ein französischer Soldat, welchen er durch das Haus führen musste. Im Zimmer eines im Hause Widmaier einquartierten Soldaten befand sich noch eine Schirmmütze der Wehrmacht. Der Soldat setzte diese Karl Widmaier auf den Kopf, da die Mütze passte, ging er davon aus, dass Karl Widmaier Soldat wäre, und nahm ihn mit. Vor dem alten Schulhaus in Malmsheim wurden mehrere Männer zusammengetrieben, die in Gefangenschaft sollten. Der bei Familie Vendt/Laufer beschäftigte französische Zwangsarbeiter Henri (im Ort sehr beliebt & geschätzt, auch nach dem Krieg manches Mal zu Gast in Malmsheim) erklärte den französisch-marokkanischen Soldaten den

Sachverhalt mit der Schirmmütze, woraufhin Karl Widmaier nach Hause durfte.

(Karl Widmaier, Malmsheim, Jahrgang 1929)

### **Herr J.M. : Beim Einmarsch sahen wir einige Panzer am Flugplatz auffahren**

Als die deutschen Soldaten gegen Kriegsende Renningen verließen, blieben in dem Stall der Mühlgasse 6 einige abgetriebene Pferde zurück. Die Tiere waren ausgehungert und hatten Druckgeschwüre und Hautabschürfungen am ganzen Körper. Einige Renninger Bürger nahmen sich der Tiere an und päppelten sie so gut es ging wieder auf. Wir hatten auch so ein armes Tier übernommen und benutzen es als Zugtier. An einem Abend im April 45 fuhren wir mit Pferd und Wagen Richtung Kriegsberge. Da sahen wir am westlichen Horizont einen Feuerschein. Das kann nur Heimsheim sein, dachten wir. *[18./ 19./20. April 1945 Beschießung und Zerstörung von Heimsheim.]* Wir wohnten gegen Kriegsende in der Hirschgasse am Bach. In dem Haus war auch ein deutscher Soldat, ich glaube es war ein Offizier, einquartiert. Dieser hatte sich mit der Tochter des Hauses angefreundet. Als er Renningen verlassen musste, ließ er sein gutes Armeefernnglas zurück. Mit diesem Glas haben wir die Tätigkeiten auf einem Teil des Flugplatzes beobachten können, denn damals war die Bahnhofstraße kaum bebaut und ließ einen

Ausblick bis zum Hardtwald zu. Beim Einmarsch sahen wir einige Panzer am Flugplatz auffahren. Als sie Richtung Renningen drehten, verschwanden wir schnell in den Keller der Scheune hinter dem Haus. Lange passierte nichts, auch einige Stunden später kam kein fremder Soldat in unseren Keller. Das lag wohl daran, dass sie der gesprengten Bahnbrücke in der Rutesheimer Straße wegen einen Umweg haben fahren müssen. Ich bin der Meinung, dass Renningen ziemlich glimpflich davon gekommen ist, da es nicht verteidigt worden ist.

Am nächsten Tag mussten wir unsere Wohnung verlassen, da sie von französischen Soldaten belegt wurde. Wir kamen bei einem Nachbarn in der Hirschgasse unter.

(Herr J.M., Jahrgang 1935)

### **Herr M.R. : Amerikanische Uniformen haben das Dorfbild geprägt**

Vom Kriegsgeschehen habe ich bis zum Einmarsch einiges miterlebt, allerdings nicht allzu viel bewußt, da ich einfach zu jung war. Zuerst den Bombenangriff auf meine Geburtsstation in Karlsruhe, wo wir angeblich übereinandergeschichtet im Gras des Klinikgartens abgelegt worden waren. Dann als 2 ½ Jähriger den verheerenden Angriff auf Heilbronn am 14. Dez. 1944, bei dem mehr als 6 500 Menschen ihr Leben verloren haben. Unser Haus in der Schäfergasse 10



wurde vollständig zerstört. Nur dem Umstand, dass meine Mutter und meine Großmutter, unterwegs zu einer Familienfeier, deren Teilnehmer auch ihr Leben verloren haben, einen kleinen Abstecher gemacht hatten, haben wir unser Überleben zu verdanken. Wir irrten durch das brennende Heilbronn. Einige Momentaufnahmen blieben in meinem Kopf hängen und brannten sich tief ein: Ein Pferd mit heraushängendem Gedärm rannte vorüber, Menschen lagen auf der Straße, eine Feuerwand, eine hohe Türe öffnete sich, krachend schlug sie hinter uns zu, ein Luftzug warf uns die Treppe hinunter. Ein Soldat trug mich auf der Schulter. Wir begegneten einem Soldaten auf einem weißen Pferd. Meine Mutter lag in einem Liegestuhl, ich auf ihrem Bauch. Wir fanden dann Unterkunft bei meinen Großeltern in Renningen. Die Frauen (Mutter und beide Omas) saßen am Tisch und weinten, als sie einen Brief geöffnet hatten. Wahrscheinlich war es die Nachricht vom Tod aller Angehörigen in Heilbronn. Das Leben ging weiter seinen Gang. Immer mal wieder rannten wir mit gefüllten Taschen (Essen, Kleidung, Decken) die Riedstraße hoch in den Erdbunker der Familie Seizer (Schreinerei).

Wir saßen im Keller unseres Hauses. Mein Großvater ging hinaus. Lange kam er nicht zurück. Plötzlich stand ein riesiger Mann mit schwarzem Gesicht und Gewehr in der Kellertür, schaute hinter die Fasslager und klopfte die Fässer ab. Ich hatte noch nie einen Mann mit schwarzem Gesicht gesehen.

Danach waren wir im Haus der Nachbarn untergebracht, denn in unserem Haus hatten sich die Amerikaner einquartiert, die meist die Füße auf dem Tisch hatten. Ich hatte sie gerne, denn sie machten viel Blödsinn mit mir und schenkten mir Schokolade. Einer von ihnen hieß Josef, der konnte deutsch sprechen. Einmal lieh einer von meiner Großmutter einen großen Topf aus. Die Frauen erzählten später, sie hätten nicht geglaubt, den Topf wieder zu sehen. Sie hätten sich aber gründlich getäuscht, er sei mit Lebensmittel gefüllt wieder zurückgekommen.

Die Angst vor Fliegern saß tief bei uns. Einmal, es waren sicher schon einige Monate nach Kriegsende, spielten wir hinter dem Haus der Großeltern. Plötzlich hörten wir Motorengeräusche am Himmel. In großer Höhe zog ein Flugzeug friedlich seine Bahn. „Tiefflieger! Deckung!“ riefen die etwas älteren Mädchen, und die ganze Gruppe rannte ums Haus durch die Waschküche in den Keller. Dort fühlten wir uns sicher. Erst als einer der Mutigsten die Lage erkundet und Entwarnung gegeben hatte, trauten wir uns wieder ins Freie.

Meine Mutter erzählte, auf dem gegenüberliegenden Rasenplatz sei der Appellplatz gewesen, auf dem allmorgendlich die Fahne gehisst worden wäre. Während dieser Zeremonie sei einmal ein Bewohner der östlich der Bahnhofstraße gewohnt habe, an der Stelle vorbeigelaufen. Er wurde von dem kommandierenden Offizier zurückgerufen und erhielt von diesem nach einem kurzen Wortwechsel eine deftige Ohrfeige, die ihn

so überraschte, dass er sich auf den Hosenboden setzte. Als er sich wieder erhoben hatte musste er solange stramm stehen und grüßen, bis die Zeremonie zu Ende war. Wann die amerikanischen Kampftruppen wieder abgezogen sind, weiß ich nicht, denn amerikanische Uniformen haben noch lange das Dorfbild geprägt.

(Herr M.R., Jahrgang 1942)

### **Herr B.R: Denn Hunger hatten wir immer**

Ich war damals 10 Jahre alt. Fast täglich fanden Tieffliegerangriffe auf den Flugplatz statt. Unser Haus stand in der Einflugschneise der angreifenden Maschinen. Für mich war es immer sehr wichtig, das Kampfgeschehen zu beobachten. Man sah die Piloten in den Kanzeln sitzen, denn sie flogen sehr nieder, um das Abwehrfeuer zu unterfliegen. Bomben wurden ausgelöst, und es wurde mit den Bordwaffen geschossen.

Nördlich des Bahnhofes, ganz in dessen Nähe, standen die Baracken des Militärs im sog. „Negerdörfle.“ An einem Wintertag, es lag ziemlich Neuschnee, griffen die feindlichen Flugzeuge an und warfen Bomben. Unter den deutschen Soldaten gab es mehrere Tote. Das gesamte Gelände um den Bahnhof war mit einer roten Staubschicht bedeckt.

Kurz vor dem Einmarsch wurden die Baracken vom Militär geräumt. Dies war für uns Kinder die

Gelegenheit, vielleicht noch etwas Brauchbares zu finden. Außer einem halb vollen Fass mit Essiggurken haben wir aber nichts gefunden. Diese haben uns aber sehr gut geschmeckt, denn Hunger hatten wir immer. Doch plötzlich wurde die Baracke durch den anrückenden Feind beschossen. Panikartig sind wir über die Gleise nach Hause gerannt.

Am Abend sind dann die feindlichen Truppen gekommen. Wir waren im Keller einer Tante versteckt, wurden dann aber von den Soldaten aufgespürt. Getan haben sie uns aber nichts. Einer unter ihnen sprach deutsch und fragte nach einem Glas Wasser, das ihm meine Tante gab. Zuerst musste aber meine Tante trinken, erst dann trank er es leer. Dies waren einige Erinnerungen an meine Jugendzeit. Ich hoffe, dass meinen Nachkommen solche schlimmen Zeiten erspart bleiben mögen.

(Herr B.R., Jahrgang 1935)

### **aKi: Eine solche Zeit vergisst man nie**

Ich war 7 Jahre alt und für mich war es unheimlich spannend, da ich überhaupt nicht verstand um was es ging. Angst hatte ich keine, für mich war es eher Abenteuer.

An die Schule erinnert mich, dass wir in der 1. Klasse bei Fräulein Backmeister waren und bei der morgendlichen Begrüßung von unseren Klappsitzen aufstehen und gemeinsam mit dem „Heil Hitler Gruß“ dem „Führer“ huldigen mussten. Zeugnisse

bekamen wir für das 1. und 2. Halbjahr 1944, im Jahr 1945 steht für die 2. Klasse „kein Zeugnis“ drin, weil großer Lehrermangel herrschte. Erwin Bleich und Lothar Bangert wurden dann als Aushilfslehrer eingesetzt.

An die Zeit der großen Fliegerangriffe kann ich mich noch gut erinnern. Wenn die Sirenen heulten, verdunkelten meine Mutter und meine Schwester schnell die Fenster mit selbst gefertigten Rahmen, die mit schwarzen Papierbahnen bespannt waren. Mein Vater war zum Volkssturm eingezogen und später in Gefangenschaft.

Wenn es ganz schlimm wurde, haben wir im Keller unser Nachtquartier aufgeschlagen. Da stand mein Gitterbett zum Schlafen. Das hat mir immer Spaß gemacht, ich hatte ja keine Angst. Meine Mutter und meine Schwester haben viel geweint und sich in den Arm genommen und ich fragte sie dann: „Warum heult ihr denn?“ Manchmal gingen wir auch zu unserm Nachbarn. Der hatte unter der Scheune, die im Hof quer zum Haus stand, einen riesigen Keller, in dem oft eine große Anzahl von Leuten versammelt war und Zuflucht suchte.

Bei uns in der Nachbarschaft haben mehrere Granaten eingeschlagen, dabei wurde auch der alte Nachbar Raith von einem Splitter getroffen und tödlich verletzt. Das war schlimm. Bei uns im Haus bohrte sich durch die Backsteinmauer ein zirka 30 cm großer Splitter, der anschließend quer durch das Wohnzimmer flog und im Familienbild meiner Mutter, das an der Zwischenwand hing, stecken blieb.

Beim Einmarsch und in den Tagen danach hielten sich meine Schwester und drei weitere Nachbarmädchen im Alter von 16 und 17 Jahren ganz oben in der Scheune im Stroh versteckt. Ich fragte meine Mutter: „Warum dürfen die im Heu schlafen und ich nicht?“ Sie sagte nur: „Das verstehst du nicht.“

Am Tag nach dem Einmarsch, kann ich mich erinnern, dass der Bach voll lag mit weggeworfenen Gewehren, Abzeichen und vor allem Munition. Als wir uns daran zu schaffen machen wollten, wurden wir von älteren Leuten und den fremden Soldaten heimgeschickt.

In den nächsten Wochen haben wir Nachbarsjungen viele Splitter in allen Größen gesammelt und gegenseitig getauscht. Das war unser Spielzeug, sonst hatten wir nichts, nicht mal einen Ball zum Kicken, geschweige denn ein Kinderfahrzeug. Das war eine arme Zeit, aber die Leute haben zusammengehalten. Eine solche Zeit vergisst man nie.

(aKi, Jahrgang 1937)

### **Herr M.W.: Achtung! Feind hört mit!**

Meine kleine Schwester hatte im Oktober Taufe. Es war ein sonniger Morgen, Fliegeralarm war noch keiner gewesen. Die Familie eilte zur Kirche, der Pfarrer machte es kurz, denn mit einem Ohr horchte man immer, ob nicht die Sirene losheulen würde. Wieder zu Hause, unterbrochen von Fliegeralarm,

gab es eine kleine Mahlzeit, die meine andere Schwester und ich an einem kleinen Tischchen einnahmen. Für mich war damals alles spannend, besonders die Alarme. Meine Mutter legte Wert darauf, dass bei Fliegeralarm immer alle sofort nach Hause kamen, auch ermahnte sie uns vor dem zu Bett gehen, die Kleider stets ordentlich und griffbereit abzulegen und die Schuhe ohne Knoten auszuziehen, damit im Notfall alles schnell und möglichst reibungslos ablief. Einmal verloren wir auf dem Weg in den Erdbunker bei Nachbar Wilhelm Höhn ein Paar Schuhe. Auf dem Rückweg fanden wir sie unversehrt wieder, denn damals fuhren keine Autos auf der Magstadter Straße. Im Bunker beteten die Frauen oft laut, was meine Mutter zu dem Ausspruch veranlasste, Gott würde auch leise Gebete hören.

Allerorten sah man Plakate mit der Aufschrift: „Achtung! Feind hört mit.“ Damit sollte die Bevölkerung vor feindlicher Spionage und Sabotage gewarnt werden. Auch Plakate mit einem schwarzen Mann mit Kohlsack auf dem Rücken waren häufig zu sehen. Damit wollte man die Bevölkerung auf den sparsamen Umgang mit Energie hinweisen. Genauso wie die Energie wurden auch die Lebensmittel rationiert. Die Bedienungen in den Gaststätten trugen an einer Schnur eine Schere mit sich, damit sie von den Lebensmittelkarten der Gäste die entsprechenden Bezugsscheine abschneiden konnte. Ich glaube damals kam es selten vor, dass auf dem Teller etwas zurückging, oder dass jemand vom Fleisch

ein fettes Anhängels wegschnitt. Wenn es in Mutters Haushalt an Fett mangelte, wurden eben die Kartoffel mit Ziegenmilch (hoher Fettgehalt) oder gar nur mit Wasser angebraten.

Wir Kinder beobachteten oft die Starts der deutschen Flieger vom Flugplatz und zählten die Abfliegenden, um die Zahl dann mit der der Zurückkommenden zu vergleichen. Meist waren es weniger. Auch Luftkämpfe über Renningen konnte man beobachten. Eine besondere Freude war es, wenn es leere Hülsen vom Himmel regnete, die nicht selten noch warm waren. Wir sammelten sie auf und tauschten sie mit Kameraden gegen Splitter oder ähnliches. Auch Plexiglasteile erfreuten sich großer Beliebtheit, denn wenn man sie anzündete, verströmten sie einen eigenartig süßlichen Geruch.

Im Gasthof Ochsen verkehrten oft deutsche Piloten, die auf mich einen großen Eindruck machten. Besonders bewunderte ich ihre Fliegerstiefel, pelzgefüttert und mit Reißverschluss an der Seite. Einmal fand meine Mutter beim Himbeersammeln am Hardtwaldrand einige Flugblätter. Sie brachte sie mit heim und zeigte sie mir. Sie waren in Form einer Bildergeschichte aufgemacht. An den Inhalt kann ich mich nicht mehr erinnern. Als meine Mutter sie verbrannte, war ich sehr traurig, hatte ich doch gehört, dass man sie abliefern sollte.

Östlich des Friedhofes befand sich jenseits des Rankbaches in einer etwa ein Meter tiefen Erdwanne eine Flakstellung, ich glaube es war eine Vierlings Flak. Über den Bach hatten die jungen Flaksoldaten einen Holzsteg gezimmert und mit



Grassoden belegt. Ebenso hatten sie zur Tarnung kleine Birken rund um die Stellung eingegraben. Ich war tief beeindruckt. Mein Großvater hatte mir eingeschärft, beim Schießen der Flak ja den Mund offen zu halten, damit es mir das Trommelfell nicht zerreiße. Er musste es wissen, denn er war im ersten Krieg Soldat gewesen

Hinter dem Wohnhaus vom Maler Kull hatten sich Männer der Organisation Todt [*Anmerkung: militärisch organisierte Bautruppe, benannt nach ihrem Führer Fritz Todt*] einquartiert. Kurz vor dem Einmarsch setzten sie sich ab und ließen eine Menge Verpflegung zurück, darunter auch große Dosen mit Gsälz. Für uns Kinder ein Hochgenuss.

Beim Einmarsch fanden die fremden Soldaten bei unserem Mitbewohner eine Uniform. Das war nicht ungefährlich, und es kostete ihn große Mühe den Soldaten klar zu machen, dass dies eine Uniform des Roten Kreuzes sei. Immer wieder deutet er auf das Rote Kreuz am Kragenspiegel. Was letztlich den Ausschlag gab für seine Rehabilitation weiß ich nicht mehr. Als die Franzosen wieder abzogen, hatte sich mancher von ihnen mit einem geklauten Fahrrad versehen, nicht unbedingt zur Freude ihrer Vorgesetzten, die ihnen die Mitnahme verboten. Nach ihrem Abmarsch konnten die Renninger ihre Räder aus den Straßengraben wieder zusammensuchen. Die Amerikaner, die danach kamen, waren zum Teil auf dem Flugplatz stationiert. Da die Brücke über die Bahnlinie an der Rutesheimer Straße gesprengt war, fuhren sie, wenn sie nach Renningen hinein wollten, einfach

über die Gleise beim Bahnhof. Zu diesem Zweck hatten sie das Gleisbett bis auf Bahnsteighöhe mit Schotter angefüllt, und schon hatten sie einen Querungsmöglichkeit. Dort sah ich dann zum ersten Mal in meinem Leben einen „schwarzen Mann“. Er rollte mit den Augen und sperrte den Mund weit auf. Als er mein erschrockenes Gesicht sah, lachte er mich freundlich an und schenkte mir zwei olivgrüne Dosen. Stolz nahm ich sie mit nach Hause. In einer war Käse, für mich etwas ungewöhnlich, aber er schmeckte gut. In der anderen war Fleisch mit Fruchtbeilage oder so etwas Ähnliches. Das war dann nicht so nach meinem Geschmack, aber gegessen wurde es.

(Herr M.W., Jahrgang 1938)

### **Frau A.G.: Mit Schrecken sah man dem Ende entgegen**

Azurblauer Himmel jeden Tag. Seit Wochen Voralarm. Bei höchster Gefahr heulten die Sirenen zum Vollalarm auf. Jagdflieger kamen, die Piloten waren am Steuerknüppel zu sehen. Maschinengewehrgarben. Flugblätter wurden abgeworfen: „Wir sind die lustigen Acht, wir kommen bei Tag und bei Nacht. Einer ist zurück geblieben, jetzt sind wir nur noch sieben.“

Diese kleinen Flugzeuge waren eine große Gefahr für Mensch und Tier. Auf alles wurde geschossen. Von den „Acht“ wurde eines von der Flugplatz Flak abgeschossen. Zu Boden ging es am Herdweg (Richtung See). Der Pilot konnte sich unverletzt

retten. Die Bevölkerung war sehr aufgebracht über das Treiben der „Acht“. Bauern, die gerade auf dem Feld waren, nahmen den Piloten mit harten Fäusten in die Zange. Nach dem Einmarsch sollte dies Folgen für die drei Bauern haben.

Bei uns im Parterre war eine Schreibstube eingerichtet für Offiziere. An der Wand hing eine Karte, auf welcher der Verlauf der Front abgesteckt war. Wir waren somit immer auf dem neuesten Stand der Lage. Die Kolonialtruppen (Tunesier und Marokkaner) der Franzosen waren beim Vormarsch an der Spitze. Kanonenfutter in meinen Augen. Es wurde auf die Gefahren hingewiesen: Für Frauen und Mädchen bestand große Vergewaltigungsgefahr. Verstecken und alte Sachen anziehen war empfehlenswert.

Oft kamen Parteigenossen ins Haus, stiegen auf den obersten Bühnenboden und spähten mit dem Fernglas Richtung Westen nach der Front. Sie hatten damals noch Sicht bis zum Büchelberg. Wir hatten keinen näheren Kontakt zu den Offizieren.

An der Südseite des Ernst-Bauer-Platzes von der Bahnhofstraße bis Hindenburg Straße war ein Tarnnetz gespannt, darunter stand eine Gulaschkanone. Dort wurde Essen gekocht. In unserem Keller hingen Teile einer vermutlich luftgetrockneten Kuh. Davon holte sich der Koch das Fleisch. Den Wasserhahn an der Hauswand benutzte er zum Wasserholen und die Soldaten zur Reinigung ihrer Essgeschirre. Nachmittags wurden zwei Pferde vor die Gulaschkanone gespannt, und die Fahrt ging Richtung Nußdorf an die Front.

*[Kampf um Nußdorf 7.- 20. April 45. Stellungskrieg an der Enz, der Ort wurde schwer beschädigt].*

Ich nahm Anfang des Jahres 1945 in Niederstotzingen bei Ulm an einem Landdienstlager teil. Gegen Kriegsende wandte sich meine Mutter an die Lagerleitung mit der Bitte, mich nach Hause zu entlassen, da mein Vater in Frankreich als vermisst gelte. In Wirklichkeit war er nach Südfrankreich versetzt worden, wo er in amerikanische Gefangenschaft geriet, aus der er nach 2 Jahren wohlbehalten zurückkehrte. Auf meiner Heimreise von Ulm begleitet mich eine Unterführerin, die nach Freudenstadt wollte. Ich war damals knapp 16 Jahre alt. Nach mehrmaliger Fahrtunterbrechung durch Tieffliegerangriffe trafen wir nachts in Stuttgart ein. Nach Renningen ging kein Zug mehr, also fuhr ich mit meiner Begleiterin Richtung Freudenstadt in der Hoffnung, in Böblingen einen Anschluss nach Renningen zu bekommen. Dort stand ich um 11 Uhr nachts mutterseelenallein auf dem Bahnsteig. Ein hilfsbereiter Schaffner fragte mich, wohin ich denn wolle. Ich sagte es ihm. „Da wirst du aber Pech haben, nach Renningen fährt heute kein Zug mehr. Aber du kannst mal den Lokführer des kleinen Güterzuges dort drüben fragen, vielleicht nimmt der dich mit, der müsste heute noch über Renningen fahren“, war seine freundliche Empfehlung. Schnell rannte ich zu der Lok hin und brachte mein Anliegen vor. „So, nach Renningen willst du heute noch“, meinte er, „wilst du zum Süd – oder Nordbahnhof.“ „Zum Südbahnhof, wenn es geht“, erwiderte ich

freudestrahlend. „ Na, dann steig halt ein“, brummte er. In schneller Fahrt ging es Richtung Renningen, wo ich lang nach Mitternacht wohlbehalten ankam. Meine Mutter war in der Zwischenzeit mit meiner Schwester mit den Rädern nach Leonberg gefahren, um mich dort abzuholen. Im Wasserbach wurden sie Zeuge, wie ein Bauer mit seinen Tieren von einem Tiefflieger angegriffen und tödlich verletzt worden ist. Vor dem Einmarsch trennte ich die Ärmelstreifen des Landdienstlagers von meiner Jacke ab und vergrub sie zusammen mit dem Buch „Mein Kampf“ an einer versteckten Stelle im Garten. Die Front kam immer näher an Renningen. Ab und zu hörte man einen Schuss. Meine Mutter kochte einen großen Topf voll Sauerkraut und Fleisch. Man konnte ja nicht wissen wie es weitergehen würde. Auch Brot war vorhanden. Deutsche Einheiten schossen noch zwei Granaten, die bei uns in der Nähe einschlugen. Ein Nachbar (Raith) hielt sich auf der Straße auf und wurde tödlich getroffen, auch ein Junge (Braun) wurde schwer verletzt. Bei uns im Haus durchschlugen einige Splitter die Wand. Plötzlich ging ein fremdsprachiges Gebrüll los. Sie kommen. Ängstlich lauschte man auf jedes Geräusch. Unser Nachbar, der alte Baumeister Kurz, hängte ein weißes Leintuch zum Fenster heraus, aber es nützte ihn nicht viel. Mit Gewalt wurde ihm sein Ehering vom Finger gezogen und dabei der Finger erheblich verletzt. Auch wurden Frauen und Mädchen vergewaltigt, Gegenwehr nützte wenig, da meist mehrere feindliche Soldaten beteiligt waren. Wir Mädchen hatten uns beim

Nachbarn in der Scheune unter dem Heu versteckt, so dass uns nichts passiert ist. Zwei Tage waren die Kampftruppen da, dann kamen die Besatzungstruppen. Eine Ausgangssperre wurde verhängt, Radios und Fotos, Anzüge und landwirtschaftliche Geräte mussten abgegeben werden. Sammelstellen waren in der Jahnstraße (heute Parkplatz Schule) und am Kirchplatz.

Die Fremdarbeiter bekamen nach dem Einmarsch oft Unterkünfte in Kasernen zugewiesen. Bei uns in Renningen kamen sie privat unter. Wir mussten einen Jugoslawen unterbringen. Das Zusammenleben mit diesen Leuten verlief nicht immer reibungslos. Es war ein Kommen und Gehen in unserem Haus. Oft kamen sie zu Fünften und tauschten bei uns ihre Beute untereinander aus. Fabriklager wurden geleert, bergeweise lag das Diebesgut auf unserer Bühne. Auf Fahrräder hatten sie es besonders abgesehen. Geflügel, Ziegen und Schafe, nichts war sicher. Es dauerte noch Monate bis die Menschen in ihre Heimatländer abgereist waren. Manche wanderten nach Übersee aus. Wir alle waren froh und dankbar, dass wir diese Zeit doch gut überstanden haben und in unserer Heimat bleiben durften.

(Frau A.G., Jahrgang 1929)

## **Weisert, Ruth: „Wo Bürgermeister?“**

Am 20. April 1945 besetzten französische Truppen (Marokkaner) Renningen. Sie waren im Anmarsch von Weil der Stadt über Malsheim. Am späten Nachmittag lässt sich fast kein Mensch mehr auf der Straße blicken. Alles hatte in den Kellern Zuflucht gesucht und harrte des Unabwendbaren. Was würden die nächsten Stunden bringen? Man hatte viel von Greueln der französischen Kolonialtruppen gehört.

Im Keller des alten Schulhauses hatten sich etwa 20 Menschen versammelt, darunter auch Bürgermeister Eisenhardt. Der große, tiefe Keller war die ganzen Monate vorher schon als bestens geeigneter Luftschutzraum von den Bewohnern der umliegenden Häuser genutzt worden. Im vorderen Raum des Kellers hat das örtliche Rote Kreuz einen kleinen Verbandsraum eingerichtet, in dem sich die Männer aufhielten. Wir Frauen und Mädchen hatten uns im hinteren Teil überlegt, wie wir uns am besten verbergen könnten. Eine große Kartoffelhurde bot sich an. Die Kartoffeln wurden herausgenommen, wir vier Mädchen stiegen hinein, lagen zusammengedrückt wie die Heringe in der Dose, die Frauen legten Bretter darüber und füllten die Kartoffeln wieder ein, legten Matratzen und Bettzeug darauf und die kleinen Kinder hinein. Kaum zu glauben, wie wir es in dieser Lage einen halben Tag und eine Nacht aushalten konnten. Kaum waren wir verstaut und versteckt, polterten die Soldaten mit vorgehaltener Pistole die Treppe

herunter. „Wo Bürgermeister?“ fragten sie. Mein Vater konnte mit seiner Kenntnis der französischen Sprache die heikle Situation bereinigen. Woher wussten die Soldaten, dass der Bürgermeister in unserem Keller war, war er verraten worden, oder hatten sie ihn nur neben dem Rathaus vermutet? Der verantwortliche Soldat nahm daraufhin den Bürgermeister und meinen Vater mit. Irgendwann kam mein Vater dann zurück, wir aber mussten in unserer misslichen Lage noch die ganze Nacht ausharren. Die Soldaten haben uns nicht gefunden, obwohl sie sich eine für uns unendlich lange Zeit im Keller aufhielten. Eine schreckliche Nacht. Die folgenden zwei Tage versteckten wir uns in der Küche hinter dem aus einer Nische leicht nach vorne gezogenem Küchenschrank. Bürgermeister Eisenhardt wurde am frühen Morgen dann von den Soldaten in seine Wohnung in der Langestraße (heute Apotheke) gebracht. Der Volksturm hatte sich bereits vorher sang – und klanglos aufgelöst. Plötzlich mussten die Marokkaner weg, gerade dass sie noch Zeit hatten die zwei Hühner abzuholen, deren Zubereitung sie meiner Mutter in Auftrag gegeben hatten. Nach ihnen kamen reguläre französische Truppen die in der Turnhalle einquartiert wurden. Die Familie Härting betrieb damals eine öffentliche Badeanlage mit Wannen, die von den Soldaten eifrig genutzt wurde. Der Kommandant war im Kolonialwarenladen Weber untergebracht. Als die Franzosen nach einigen Wochen wieder abzogen, hatte der Fähnrich die Fahne vergessen mitzunehmen. Nach geraumer



Zeit kam er zurück, nahm die vergessene Fahne mit und ließ dafür etwas Schokolade zurück.

Während der französischen Besetzung wurde im Alten Schulhaus am Kirchplatz ein Durchgangslager für ehemalige Zwangsarbeiter eingerichtet. Ein Teil davon war auch im Neuen Schulhaus (Humboldtstraße) in Massenlagern oder bei Privatleuten untergebracht. Für die Beschaffung dieser Privatquartiere wurde mein Vater eingeteilt. Eine sehr undankbare Aufgabe, die manche persönliche Anfeindung mit sich brachte. Meine Mutter und andere Frauen mussten für die vielen Personen (ca. 200) in der Schulküche das Essen zubereiten. Das war nicht immer ganz leicht und barg manches an Zündstoff. Fleisch, Wurst und andere Lebensmittel mussten die örtlichen Betriebe liefern.

Alles was nicht niet – und nagelfest war in den Schulhäusern wurde gestohlen. Ende Mai war dieser Spuk dann vorbei und das Leben normalisiert sich langsam wieder.

(Ruth Weisert, geb. Hirche, Jahrgang 1925)

*Bild 14 Renninger Schulhaus in der Humboldtstraße*

**Maier, Gerhard: Der Rucksack war immer gepackt!**

Ich war das erste Kind in Malmsheim, das nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges in Malmsheim zur Welt kam, mein Bruder war das erste Kind in

Malmsheim, das nach Ende des Krieges geboren wurde.

Ich selbst war zum Zeitpunkt des Kriegsendes noch sehr jung, kann mich aber dennoch an wenige Dinge erinnern. So sind mir die Bunker in der Gartenstraße, im Steinbruch und ein Tunnel am Mühlgraben der Rankmühle in Erinnerung. Dorthin ging ich mit meiner Mutter bei Fliegeralarm. Ein Rucksack war immer gepackt, und mit dem Fahrrad fuhren wir dann in einen der Bunker.

Auch an den großen Luftangriff auf Pforzheim kann ich mich erinnern, denn der Nachthimmel war taghell erleuchtet.

Vermutlich 1944 war ich mit meinem Großvater und dem Kuhgespann auf einem Acker auf dem Sparnsberg, Tiefflieger rauschten heran und beschossen uns, mein Opa warf mich in eine Hecke und legte sich auf mich. Die Aufspritzenden Erdklumpen sind mir noch heute in Erinnerung. Vom Malmsheimer Flugplatz starteten während des Krieges immer viele Maschinen. Die Erwachsenen zählten die startenden und die zurückkehrenden Flugzeuge. Somit war ein Rückschluss auf den Erfolg des Einsatzes und die Verluste möglich. 1943 oder 44 wurde die Scheuer meiner Großeltern bei der Rankmühle von Brandbomben getroffen und brannte ab. Auch durchschlug ein großer Erdklumpen das Dach der Scheuer in der Gartenstraße 14.

Mit meinem Großvater war ich auch in Renningen als die Leichen der Piloten eines abgeschossenen englischen Bombers aufgefunden wurden.

Bei der Besetzung Malmsheims wurden deutsche Landser in der Scheuer meiner Dote Martha in der Gartenstraße 14 gesammelt und bewacht. Auch bot meines damals mit meinem Bruder hochschwängere Mutter Emma den französischen Soldaten aus ihrem Schurz Äpfel an. Nach der Besetzung starb meine Oma Friederike an Diphtherie, es war damals kaum ärztliche Hilfe zu bekommen.

Während der Besetzung legte der französische Kriegsgefangene der beim „Wergl“ (Bauer Hermann Keck) arbeiten musste für die Nachbarschaft gute Worte bei den Besatzungssoldaten ein.

(Gerhard Maier, Malmsheim, Jahrgang 1939)

### **Dürr, Walter: Und Eis gab es dann keines mehr!**

Wir wohnten in Renningen in der Hauptstraße 20. Ein großer Keller war monatelang unser nächtliches Zuhause. Meine Eltern, meine zwei Schwestern Gretel und Liselotte und ich, sowie von der Hauptstraße 22 Familie Döffinger mit ihren Söhnen Werner, Willi und Kurt. Alle hatten ihren Platz, ob hinter den Mostfässern oder auf den Kartoffeln. Eine Petroleumlampe spendete etwas Licht. Das

etwas in der Luft lag war spürbar. Es sollte die letzte Nacht sein, die wir hier im Schutzraum verbringen mussten. In dieser Nacht klopfte es plötzlich an der Kellertüre, wir waren alle ganz still. Dann rief jemand: „Wilhelm komm rauf, wir gehen ins Handarbeitslokal!“ Dort wurde koordiniert wer an welche Panzersperre gehen soll. Jeder sollte zwei oder drei Panzerfäuste bekommen, so erzählte mein Vater. Als dann gesagt wurde, dass der Feind bereits in Malmsheim ist, hat sich niemand mehr bereit erklärt die Panzersperren zu besetzen. Die für diesen Einsatz verantwortlichen Personen aus Renningen sprachen dann von Exekution durch Erschießen. Zu solchen Dingen kam es aber in Renningen nicht, die Kriegsgeräusche von Malmsheim waren schon deutlich zu hören. Alle verließen wohl fluchtartig das Lokal. Vermutlich lief jeder so schnell er konnte nachhause. Auch mein Vater kam zurück in den Keller, ich verstand nicht alles, was er sagte, nur so viel, dass der Feind direkt vor Renningen stand. Mein Vater und Herr Döffinger hatten die Ohren an der Kellertüre und lauschten nach draußen. Bald hörten wir laute Geräusche. Ganz vorsichtig machten die beiden Männer die Kellertüre auf. Da waren Leute. Also hielt uns nichts mehr auf, wir gingen raus aus dem Keller und vor an die Straße. Was mir sofort auffiel waren die lauten Geräusche dieser Panzer, ihre Ketten hatten keine Gummilager, daher dieser Lärm. Was mich noch verwunderte war die Tatsache, dass fast alle französischen Soldaten dunkelhäutig waren. Für uns Kinder war dies etwas

ganz besonderes. Von diesem Tag an war unser Bunkeraufenthalt beendet. Auch draußen auf dem Feld musste man sich nicht mehr vor Tieffliegern verstecken. Auch die Normalität an den Schulen kehrte bald wieder ein.

Eine weiteres Erlebnis gegen Kriegsende ist folgendes: wegen ständiger Mandelentzündungen fuhr meine Mutter mit mir nach Stuttgart zu einem Arzt um die Mandeln ambulant gipfeln zu lassen. Das Gute dabei war, dass der Arzt meinte: „Der Junge muss nach dem Eingriff viel Eis essen. Für mich bedeutete dies Eis essen im Cafe Wirth in der Bahnhofstraße. Somit ließ ich alles mit mir machen. Alles kam jedoch ganz anders. Mit einem Schal und einem Stück Handtuch vor dem Munde wegen der Blutung, waren wir kaum vom Arzt weg, als uns Fliegeralarm immer schneller laufen ließ. Wir wollten zum Bahnhof. Daraus wurde nichts. Die Polizei lotste uns alle in der Stuttgarter Stadtmitte in einen großen Bunker. Wir saßen wie die vielen anderen Personen an den Wänden auf dem Boden und horchten. Plötzlich ertönten Detonationen, oft ganz dicht hintereinander. Erst später begriff ich, warum die Leute teilweise so geschrien haben. Sie hatten solche Bombardierungen schon öfter erleiden müssen und hatten daher große Angst. Ich staune noch heute, wie meine Mutter dies verkraftete, es wurde kein Ton gesprochen und sie hielt mich fest. Sehr spät am Abend kamen wir wieder in Renningen an. Und Eis gab es dann keines mehr!

(Walter Dürr, Jahrgang 1937)

## **Beck, Amalie: Ruhe und Ordnung kehrten bald wieder ein**

Bei uns in Renningen kam das Ende des Krieges am 20. auf 21. April 45. Den ganzen Tag lag eine große Unruhe und Spannung in der Luft. Man hörte aus der Ferne Gefechtslärm. Am Morgen des 20. April wurde in den Nachrichten noch von der Wunderwaffe geredet, die noch kommen und den Verlauf des Krieges ändern sollte. Es war Hitlers Geburtstag. Als es Abend wurde richteten wir uns im Keller mit etwas zu essen und einigen Decken für die Nacht ein. Immer wieder ging jemand hoch schaute nach und brachte den ängstlich und voller Unruhe Wartenden Nachricht. In der Bahnhofstraße stand ein Haus in Flammen. Es gehörte dem Revierförster i. R. Friedrich Frey. *[Anmerkung: Bevor die Franzosen das Haus in Brand geschossen haben, waren die Bewohner davon in Kenntnis gesetzt worden, so dass keine Opfer zu beklagen waren. Wahrscheinlich haben sie das Haus deshalb ausgewählt, weil es weitgehend aus Holz gebaut war und schnell gut gebrannt hat.]* Gegen Morgen kam unsere Hausfrau, die den Einmarsch bei ihren Eltern im Gässle *[bei der Kirche]* erlebt hatte und erzählte von schweren Übergriffen der Marokkaner, von Diebstählen und Vergewaltigungen. Sie legte uns nahe, möglichst schnell ein sicheres Versteck zu suchen. Meine Schwester (22 Jahre), zwei Nachbarinnen (24 und

18 Jahre) und ich machten uns ein Lager und Versteck in unserem Holzschuppen. Dort hatten wir auch ein Fass von meinem Onkel (Küfermeister Bissinger) vergraben, in das wir Vaters Uniform, Wertgegenstände, persönliche Papiere, Rauchfleisch und noch einige andere Dinge gepackt hatten. In diesem Versteck blieben wir zwei Tage und Nächte. Nach einem unruhigen Schlaf erwachten wir jedes Mal wie gerädert, denn wir hatten kein Bettzeug dabei, nur einige Decken. Ruhe und Ordnung kehrten recht bald wieder ein, und wir waren froh, alles gut und gesund überstanden zu haben.

(Amalie Beck, geb. Kauffmann, Jahrgang 1927)

### **Schneider, Karin: Ein mühsamer Transport**

Mein Vater Robert Haußer war nicht im Krieg, er war in Paris mit einem Bauzug der Reichsbahn in Frankreich eingesetzt.

Am Kriegsende wollte er über Heilbronn heim nach Renningen. Er hatte in Northeim bei Heilbronn langjährige Freunde und wollte dort Halt machen. In der Bahnhofsgaststätte, wo die Freunde wohnten, war das Dach durch Artilleriebeschuss zerstört. Bei Aufräumarbeiten half mein Vater und ist dabei am 14. April verletzt worden. Er kam mit einem Schädelbasisbruch ins Brackenheimer Krankenhaus, wo er am 18. April gestorben ist. Uns konnte man nicht benachrichtigen, weil

Ausgangssperre war. Am 17. Juni, einem Samstag, kam ein Mann mit dem Fahrrad zu uns nach Renningen und brachte den Brief von den Freunden meines Vaters. In diesem stand, dass mein Vater seit dem 20. April auf dem Friedhof in Northeim beerdigt ist.

Mit Hilfe des damaligen Bürgermeisters Eisenhardt konnte er nach Renningen überführt werden. Sein Sarg stand 3 Tage im Feuerwehrrätehaus neben der Kirche und dem alten Schulhaus. Am 18. Juli ist er dann in Renningen beerdigt worden.

Die Klinik in Brackenheim schickte uns eine Rechnung über vier Verpflegungstage, zu zahlen in Naturalien.

Meine Mutter und mein Onkel Otto Binder sind dann mit dem Fahrrad und zwei Leiterwägle nach Brackenheim gefahren, mit 2 Zentnern Mehl vom Ihinger Hof, 200 Eiern von Hedwig Schaber, 30 Glas selbstgekochter Marmelade meiner Großmutter und einem Fässle Zuckerrübensirup von Fritz Blaich (früher Schulstraße – jetzt Humboldtstraße) sowie drei Stangen Eis zum Kühlen der fünf Hasen, die mein Großvater geschlachtet hatte. Ich war bei dem „Transport“ im Leiterwägle dabei.

Am 8. Mai begegnete ich vor unserem Haus meinem späteren Lehrer und grüßte ihn mit dem Hitlergruß. Er sagte „Karin, der Krieg ist vorbei.“

(Karin Schneider, Jahrgang )



## *Bild 15 Schneider*

### **Phillipin, Kurt: Aus Patronentaschen ein Paar Schuhe gemacht**

Am 3. April 1945 wurde ich als 16jähriger nach Ludwigsburg als Soldat gebracht. Wir kamen dann nach Zimmern bei Rottweil zur Flak. Hier bauten wir Schützengräben. In der Ferne hörten wir Flugzeuge auf uns zukommen. Der Offizier sagte „Schießt nicht“. Gleich darauf wurde aber doch geschossen.

Die Franzosen überwältigten uns, wir kamen in Rottweil in Gefangenschaft und wurden in Rottweil in einer Schule untergebracht. Ich war immer der Kleine. Man gab uns die Anregung, bei Tag vor der Türe zu liegen und bei Nacht hinter der Türe.

Es ging weiter, wir kamen nach Kehl. Unsere Bewacher waren Marokkaner. Ein Jungen von uns wurde mehrmals vergewaltigt. Von Kehl ging es dann nach Straßburg, wo wir hart mit Stockschlägen behandelt wurden. Danach ging es nach Südfrankreich, nach St. Etienne. Bei der Durchfahrt von Lyon wurde unser Zug mit Steinen beworfen. Einer traf auch mich. Wir mussten Französisch lernen, waren dann den ganzen Tag in den Baracken untergebracht. Ich war Schuhmacher und das war ein Vorteil für mich. Ein französischer Offizier hatte zwei schöne Patronentaschen. Ich machte ihm aus diesen Taschen ein Paar Schuhe für seine Mutter. Dies hat er mir nie vergessen. Er

lud mich zur Weihnachtsfeier ins Offizierskasino ein und ich bekam sogar Wein.

Wir schliefen alle auf Strohsäcken. Nur ein Offizier hatte eine Matratze. Als er das Lager dann verließ, konnte diese ihm abgekauft werden, hatten wir doch ein wenig Geld sogar im Lager verdient. Das bisschen Geld, das ich hatte, versteckte ich in meinen eigenen Schuhen.

1946, vom Lager aus, konnten wir sogar die Tour de France beobachten, die an uns vorbeiführte. Nach 1 ½ Jahren Gefangenschaft wurde ich dann am 2. September 1946 entlassen und kam dann über Tuttlingen nach Renningen zurück. Die Nachricht, dass der Krieg vorbei ist, habe ich als Gefangener bei Putzarbeiten erfahren. Uns hat das aber wenig interessiert, wir haben nur nach Essen ausgeschaut.

(Kurt Philippin)

*Bild 16 Phillipin*

## **Erinnerungen zugezogener Bürgerinnen und Bürger**

### **Koschka, Helmut: Wie ich das Kriegsende 1945 erlebte**

Schon im Januar 1944 zog meine Mutter mit meiner Schwester und mir in ihre Heimatgemeinde Eggelstetten im nordschwäbischen Landkreis Donauwörth, da unser Wohnort Klagenfurt am Wörthersee (Kärnten) von Fliegerangriffen heimgesucht wurde. Wir wohnten bei den Großeltern in deren landwirtschaftlichen Gehöft und ich besuchte die Volksschule in der zwei Kilometer entfernten Nachbargemeinde Oberndorf am Lech.

In den Apriltagen des Jahres 1945 wurden diese Dörfer immer wieder von Jagdflieger der Amerikaner überflogen, die wohl den Auftrag hatten, durch Bordwaffen in den Erdkampf einzugreifen. Uns Schulkindern wurde aufgetragen, sich dann, wenn Jagdflieger zu hören waren, in Ackerfurchen zu legen.

In den letzten Tagen des II. Weltkrieges hielten die Schrecken und das Leid des Krieges in Eggelstetten Einzug. Es wurde gemeldet, dass die Amerikaner von Norden her über die Donau kommen. Vor dem Anrücken der Amerikaner wurden alle Bewohner dazu verpflichtet, beim Bau von Panzersperren mitzuarbeiten.

Am 26. April 1945 nahmen die Amerikaner das Dorf ein. Ich hatte meinen 10. Geburtstag. Das Geburtstagsgeschenk meiner Mutter war ein Glas Marmelade das ich ohne alles andere mit dem Löffel leer essen durfte.

Am Vorabend, dem 25. April 1945, überflog ein amerikanisches Aufklärungsflugzeug unser Dorf um auszukundschaften, ob sich deutsche Soldaten im Ort befanden. Nach kurzer Zeit gingen schon die ersten Granaten nieder. In der Nacht wurde der Ort mit Störfeuer belegt, da die Amerikaner versteckte deutsche Truppen vermuteten. Wir hielten uns im Keller der Scheune auf. Am Morgen zogen die Amerikaner ohne größere Kampfhandlungen in unser Dorf ein. Sie kamen mit Panzern, Jeeps und LKW's. Sie durchsuchten vereinzelt landwirtschaftliche Gehöfte, so auch unser Anwesen, ruhten sich in Betten aus und aßen Spiegeleier, die meine Mutter machen musste. Uns Kinder schenkten sie Schokolade und Drops. Beides kannten wir nicht. Zunächst verweigerten wir. Unsere Lehrkräfte wiesen uns an uns so zu verhalten, da die amerikanischen Truppen vergiftete Süßigkeiten verteilen würden. Der von den Großeltern beschäftigte französische Kriegsgefangene namens Eugenklärte uns auf und nahm uns Kinder quasi in Schutz. Eugen oder auch "Der Franzose" genannt war für mich nochmals "Schutzengel" Ich hielt mich am Tage des Einmarsches der Amerikaner mit unserem Hund im Keller auf. Ein dunkelhäutiger amerikanischer Soldat kam mit Gewehr im Anschlag die

Kellertreppe herunter, zeigte lachend seine weißen Zähne und tat so, als wolle er schießen. Der "Franzose" muss das beobachtet haben, kam auch in den Keller und drängte während eines wohl ernsthaften Gesprächs den Amerikaner aus der Scheune. Ich habe dieses Bild noch heute vor mir.

(Helmut Koschka, Jahrgang 1935)

*Bild 17 Koschka*

### **Mairle, Hans: Aber das Heimweh war sehr stark**

Im Krieg mussten alle Kinder Stuttgart verlassen. Als meine Klasse evakuiert wurde lag ich im Krankenhaus, deshalb mussten meine Eltern selbst für eine Unterkunft auf dem Lande sorgen. Ich kam nach Seeborn, in die Heimat meiner Mutter, zu einem völlig fremden Bauern.

Meine Pflegeeltern waren sehr gut zu mir, allerdings das Heimweh nach meiner Mutter und den Geschwistern konnten sie nicht lindern. Die Bombennächte waren weit weg, aber das Heimweh war sehr stark.

Bei diesem Bauern war ein französischer Kriegsgefangener als Helfer, der voll in die Familie integriert war. Jeder in der Familie hatte seine Aufgabe und es ging trotz Krieg sehr friedlich zu. Als die Franzosen einrückten, übernahm unser „Alex“ die Verantwortung. Jetzt erst wussten wir, daß Alex ein französischer Offizier von hohem Rang

war. Er schickte uns alle in den Keller. Wie überall, kam es zu vielen Übergriffen und auch Plünderungen, aber Dank unserem Alex wurde uns kein Haar gekrümmt und Hab und Gut blieben unversehrt.

Noch viele Jahre hat „unser“ Alex die Verbindung zu meinen Pflegeeltern gehalten.

Ich selbst bedauere heute, dass ich in diesen zwei Jahren kein Wort Französisch gelernt habe, weil ich es damals nicht wollte.

(Hans Mairle, Jahrgang 1932)

### *Bild 18 Mairle*

#### **Sigloch, Günter: Nichts ging mehr**

Januar 1945 — Man spürte auch an der Heimatfront: das Kriegsende kommt näher. Tag und Nacht waren feindliche Flieger aktiv. Tiefflieger jagten Landwirte bei der Feldbestellung, und in den Nächten „Fliegeralarm“. Die Bomber der Alliierten kommen wieder.

Wir suchten den Keller auf um zu schlafen. Aber nichts ging. Es war gespenstisch.

Motorengedröhn der Fluggeschwader. Sie setzten Leuchtraketen. Es war taghell. Wo werden sie abladen?

Die „Flak“ schoß (Christbaume), überwiegend zu unserer Beruhigung, aber außer den Splintern, die mit eigenartigem Zischen zu Boden fallen, passierte nichts. Kaum einmal ein Abschuss eines Bombers.

Die Front kam immer näher. Und plötzlich wusste man: Es kann nur noch Tage dauern. Vorwiegend französische Soldaten sollten es sein. Allseits herrschten Hektik und Angst.

Meine Eltern, beide beim Roten Kreuz, waren vielfältig eingebunden. Der Vater musste mit dem Volksturm (alte Männer überwiegend) gehen und die Mutter bereitete als RK-Verantwortliche Räume zum Schutz für Frauen vor (allseits hörte man von Vergewaltigungen.). Nichts ging mehr. Die Schule war schon länger abgesagt. Als ich am Morgen des 20. April vor das Haus ging, sah ich in meiner Heimatstraße einen schwerbewaffneten französischen Soldaten. Rasch ging ich ins Haus zurück. Er ging weiter und ich war erleichtert. Am Tag zuvor hatte ich meine Sachen von der Hitlerjugend (Kleider, Fanfare usw.) im Garten vergraben. Gerüchte hatten besagt, wer damit erwischt wird, den nehmen sie mit. Niemand wagte sich mehr aus dem Haus.

Trotzdem erfuhr man: Ausgangssperre, die Radios sind abzuliefern.

Damit war also der Krieg für uns vorbei. Alles war ungeordnet. Die Franzosen setzten sofort einen neuen Bürgermeister ein. Die Tage vergingen und plötzlich, es war der 8. Mai 1945, wir waren wie immer in diesen Tagen zu Hause, hörte man: „Deutschland hat kapituliert“.

Mein Großvater hatte es zuerst gewusst und auch mir gesagt. Dieser Tag hatte für mich eine große Bedeutung, allerdings überwogen die Sorgen des

Ungewissen. Gleichzeitig freute ich mich aber:  
„Endlich war Frieden!“

(Günter Sigloch, Jahrgang 1930)

*Bild 19 Sigloch*



## **Heinkele, Longin: Der deutsche Soldat hatte sich im Bett versteckt**

Unsere Familie war bei den Großeltern, da diese einen großen Keller hatten, in dem man sich aufhalten konnte. Die Nachbarn hatten einen Sohn, der mein Freund war. Mit diesem stand ich auf der Straße und wartete, bis die feindlichen Soldaten zu sehen waren. Als diese auf dem Bahndamm hinter den Häusern zu sehen waren, gingen wir in den Keller.

Nach kurzer Zeit hörten wir jemanden rufen. „Aufmachen!“ Als ältestes der Kinder wurde ich hochgeschickt. Als ich oben die Kellertüre öffnete und hinaustreten wollte, sah ich zum Fenster hinaus. Am Nachbarhaus stand ein französischer Soldat, dieser hob seine Waffe hoch. Als ich das sah, war ich mit wenigen Sätzen wieder im Keller. Dort hörten wir, dass geschossen wurde. Als immer noch „Aufmachen“ gerufen wurde, schickten wir den Großvater nach oben. Ich folgte ihm und ging gebückt zur Türe und schloss diese auf. Die Türe ging dann blitzartig auf und etwas flitzte an mir vorbei. Wir gingen dann ins Freie. Gleich darauf standen vor uns die französischen Soldaten. Sie suchten jemanden und dachten, ich sei derjenige. Sie wollten mich festnehmen und sagten zu mir: „Du Soldat“. Ich sagte: „Ich nicht Soldat, ich Schulbube“. Ein Soldat fasste mich vorne. Meine Großmutter hielt mich hinten und sagte: „Nix Soldat noch Bube“. Ich musste mein Hemd öffnen und da suchten sie nach einem Soldatenmerkmal. Ich hatte ein

Madonnenschildchen am Hals. Als sie dies sahen, ließen sie mich los. Sie gingen dann ins Haus und durchsuchten alle Zimmer.

Als sie nichts fanden, verließen sie das Haus und zogen weiter in der Straße. Wir gingen dann wieder ins Haus zurück, dabei sahen wir, dass das Fenster am Treppenabgang kaputt war und in der Holztreppe nach oben Schusslöcher waren. Als wir dann im Wohnzimmer saßen, kam die Großmutter aus dem Schlafzimmer und sagte „In meinem Bett liegt einer“. Das war also der deutsche Soldat, der an der Haustüre „Aufmachen“ gerufen hatte. Er hatte sich ausgezogen, die Uniform unter das Bett geschoben und sich ins Bett gelegt und zugedeckt. Die Soldaten waren auch dort, aber hatten ihn nicht bemerkt.

So war der Einmarsch für mich beinahe tödlich, wenn ich nicht so schnell reagiert hätte.

(Longin Heinkele, Jahrgang 1929)

### *Bild 20 Heinkele*

## **Drescher, Leopold: Weinend am Straßenrand**

Ich war 16 Jahre alt, als der Krieg zu Ende ging. Am 20. Mai kam ich in Blankenburg im Harz in amerikanische Gefangenschaft. Wir waren wohl über 100.000 Mann und gruben erst einmal Erdlöcher, wo wir auch bei Regenwetter hausten.

Für die Amerikaner war es nicht so leicht, für so viele Gefangene Wasser und Brot heranzuschaffen.

Nach etwa drei Wochen wurden wir nach Belgien verlegt. Hier wurde mir mein einziger Besitz, eine leere Briefftasche, abgenommen. Zwei Jahre später erhielt ich sie zu meiner Überraschung vom Roten Kreuz wieder zurück. Dann wurden wir wieder verlegt und kamen in die Normandie, dabei fuhren wir am Eiffelturm in Paris vorbei.

In diesen Lagern gab es Lautsprecher, über die wir täglich Nachrichten hören konnten. Und so erfuhren wir erst im Juni, dass der Krieg zu Ende ist. Zugleich auch wurde uns von der Vertreibung der Deutschen aus dem Osten berichtet. Unser eigenes Schicksal aber berührte uns mehr als diese Nachrichten. Der Hunger plagte uns mehr. Und die Sehnsucht nach Freiheit bestimmte unser Gemüt. So registrierte man das andere Zeitgeschehen nur am Rande.

Am 8. September 1945 wurde ich dann freigelassen. Wir saßen erst am Straßenrand und weinten. Wir konnten es noch gar nicht fassen, wieder frei zu sein.

Über Umwege kam ich dann nach Malmsheim.

(Leopold Drescher, Malmsheim, Jahrgang )

*Bild 21 Drescher*

## **Bär, Helmut: Feuerwehreinsatz beim Einmarsch**

Es waren schon kurz vor Mitte April als die Wehrmacht bei uns im Einsatz war. Auf der Gemarkung zwischen Münklingen und Hausen wurden schwere Kanonen aufgebaut die zur Luftabwehr eingesetzt wurden. Zweimal kamen Tiefflieger die diese Stellung angriffen um sie zu zerstören. Einer dieser Angriffe fand an einem Sonntag Nachmittag statt. Ich war mit meinem Freund oben auf der Kuppelzen als plötzlich aus dem heiteren Himmel Tiefflieger ins Tal hinunter rasten, wir waren auf gleicher Höhe und sahen die Piloten in ihren Maschinen, plötzlich knallte eine Serie von Schüssen und dann war wieder Ruhe.

Wenige Tage später, es war der 19. April 1945 kamen spät abends deutsche Soldaten in voller Ausrüstung durch den Ort, teilweise fragten sie nach Essbarem, das sie jedoch nur im Vorbeigehen zu sich nahmen. Von ihnen erfuhren wir, dass sie sich absetzten und am nächsten Morgen die Franzosen kommen würden. Sie gaben uns noch Hinweise wie wir uns beim Einmarsch verhalten sollen: Frauen und Kinder nicht an die Öffentlichkeit stellen und dass alle Leute die Schutzräume aufsuchen sollten.

Meine Familie (Vater, Mutter und fünf Kinder) waren im Keller unseres Nachbarn als morgens kurz nach sechs Uhr ein paar Donnerschläge krachten, dann war es totenstill. Um viertel vor sieben Uhr hörten wir, dass die Feuerwehr zum Löschen alarmiert wurde. Ich war bei der HJ Feuerwehr und das Gerätehaus war nur sechzig Meter entfernt. Also rein in die Jacke und los zum Gerätehaus, den Zweiradwagen mit Ausstattung herausziehen. Wir waren dann schon fünf Helfer und im Laufschrift ging es los. Das brennende Wohnhaus lag an der Strasse nach Möttlingen (ca. 100 m nach der Kirche) und der Brand war durch einen Granateinschlag in die Scheuer ausgelöst worden. Viel Heu und Stroh war nicht vorhanden, so dass ich, nachdem der Schlauch angeschlossen war und das Wasser vollen Druck hatte, das Feuer schnell unter Kontrolle hatte.

Plötzlich wurde es laut, an der Grundstücksgrenze lagen noch die Reste der Ziegel und darüber trampelten jetzt marokkanische Soldaten in voller Ausrüstung und vollbepackte Esel. Die Soldaten hatten alle das Gewehr auf mich gerichtet. Meine Helfer waren im Hohlweg außer Sicht von mir und ich stand mutterseelenallein auf dem ersten Stock in der Scheune. Nach ca. einer Viertelstunde als nichts mehr rauchte oder qualmte klemmte ich das Strahlrohr an die Leiter, stieg hinunter und lief den Hof hinaus auf die Straße. Dort waren alle Männer am Straßenrand versammelt, oben

stand ein Soldat mit Gewehr in der Hand und dieser wies mich an mich dazuzustellen, das Wasser durften wir noch abstellen. Dann war Schluß.

Wir waren ungefähr 18 Personen die am frühen Nachmittag nach Weil der Stadt abgeführt wurden. Im eingezäunten Garten der Schnauffer-Villa standen und saßen deutsche Soldaten und auch Zivilisten zu denen wir gestellt wurden. Gegen 15.00 Uhr wurden wir aufgerufen und abgefragt: wer unter 16 und über 60 Jahre alt sei. Dies war eine Woche vor meinem 16. Geburtstag. Dann wurde einem Schweizer Bürger, der mit einer Deutschen Frau verheiratet war und mit uns kam, ein Passierschein ausgestellt mit dem wir wieder zurück nach Münklingen durften.

(Helmut Bär, Malmsheim, Jahrgang 1929)

*Bild 22 Bär*

### **Pitzal, Franz: Russen auf dem Kirchturm**

Ich war 9 Jahre alt, als der Krieg zu Ende ging. Als Bub habe ich diesen so wichtigen Tag in Iglau erlebt. Am letzten Tag des Krieges wurde Iglau von der Roten Armee besetzt. Dieser Tag ist mir immer noch in Erinnerung.

Von unserem Haus konnte ich zum Kirchturm der Jakobskirche hin- aufschauen. Am Turm, der sich weit sichtbar über die Stadt erhebt, ist ein Balkon. Dort oben sah ich plötzlich russische Soldaten. Die Angst überfiel mich und meine Mutter. Mein Vater war vom Krieg noch nicht zurückgekehrt. Meine dreijährige Schwester lag im Kinderwagen. Furcht erfüllt schauten wir zum Turm hinauf, hatte ich doch schon als Kind von den Schrecken der Roten Armee gehört. Was wird werden? Werden sie auch in unser Haus kommen? Plötzlich läuteten die Glocken, sie sollten ankündigen, der Krieg sei zu Ende. Doch damals war mir nicht bewusst, dass dieses Läuten auch das Einläuten eines nun aufbrechenden Friedens ist. Vom Frieden gab es allerdings noch keine Spur. Im Gegenteil, ein neues Kapitel des Hasses und der Vergeltung wurde aufgeschlagen. Die bald darauf einsetzende Vertreibung und das Miterleben des grausamen Ende des Krieges machten das deutlich.

Kurz danach kamen die Russen auch schon in unser Haus und quartierten sich ein. Meine Mutter sollte für sie kochen. Zu unserer Überraschung war unter ihnen ein Offizier, der ein wenig deutsch sprach. Ich merkte, er war sehr gutmütig. Die Soldaten waren dankbar für das

Essen. Wir atmeten auf und waren froh, dass nichts Schlimmeres geschah. Später kamen die Russen wieder, gingen zur Bühne hinauf. Dort hatten wir die besten Kleider zusammengepackt. Die Soldaten

warfen sie zum Fenster hinaus. Erst später merkten wir, dass sie unsere besten Kleider genommen hatten. In den Tagen nach Kriegsende gab es nichts mehr einzukaufen. Ich erinnere mich noch: Mit der Milchkanne ging ich von der Stadt Iglau in eines der nahe gelegenen Dörfer zum Betteln. Im Straßengraben lagen Panzerfäuste. Es war die neue Abwehrwaffe der Deutschen gegen die russischen Panzer. Als ich an ein Haus kam und anklopfte - damals gab es ja noch keine Glocke zum Läuten - die Türe dann öffnete, erfasste mich ein nie zu vergessender Schock. Ich sah, wie sich die ganze Familie in der Stube aufgehängt hatte. Schnell verließ ich das Haus.

(Franz Pitzal, Jahrgang 1936)

*Bild 23 Pitzal*

### **Lohmiller, Hermann: Seitlich in die Büsche**

Ich muss vorausschicken, dass ich als 15-Jähriger im Januar 1944 vom Gymnasium Rottweil als Luftwaffenhelfer zur Heimatflak nach Schramberg eingezogen wurde. Dort sollte ich mit meinen Klassenkameraden die Junghanswerke gegen Luftangriffe schützen. Etwa ein Jahr lang führten wir dort ein relativ ruhiges Leben, weil die Alliierten die Stadt und das Werk nicht angriffen. Unsere 3,7 cm Flak konnte die hochfliegenden feindlichen Flugzeuge nicht erreichen.



Ende Februar 1945 erhielt ich überraschend meine Entlassungspapiere, weil ich von der Schulleitung in Rottweil zu einem wissenschaftlichen Lehrgang in Heudorf bei Riedtingen vorgeschlagen wurde. Wir sollten dort zu Forschungszwecken aber auch an Waffen ausgebildet werden. Mit dem Heranrücken der Franzosen am 20. April sollten wir alle nach Bad Tölz marschieren. Da ich und meine vier Schulkameraden Fahrräder besaßen, durften wir die Nachhut bilden. Wir fuhren jedoch nicht dem Tross nach, sondern nach Weingarten.

Dort konnten wir uns als richtige Zivilisten umkleiden und mit den Rädern westlich in Richtung Heimat bewegen. Wir kamen aber nur bis Heiligenberg, wo uns die Franzosen gefangen nahmen und uns zusammen mit gefangenen deutschen Soldaten einsperrten. In der Nacht darauf schreckten uns Schüsse auf, die durch die Fenster auf den Tischen liegende Soldaten trafen. Einige Beherzte riefen, wir seien Gefangene, worauf wir von außen hörten, wir sollen schnell herauskommen. Es war ein deutscher Trupp, der gerade dabei war, Handgranaten in unseren Raum zu werfen. Sie nahmen einzelne französische Soldaten als Gefangene, die die verwundeten deutschen Soldaten heraus und zu dem bereitstehenden LKW tragen mussten. Dort sollten wir uns alle diesem deutschen Kommando anschließen. Das taten aber im Schutze der Nacht die wenigsten. So schlugen auch wir 5 Kameraden uns seitlich in die Büsche.

Wir liefen nach Süden zum Bodensee, wo uns die hellen Lichter aus der Schweiz und Konstanz erstaunten. Dann schlugen wir uns nach Westen ohne Feindberührung in Richtung Heimat durch. Kurz vor einem größeren Waldgebiet trennten wir uns in zwei Gruppen. Diesen Wald konnten wir zu zweit unbehelligt durchlaufen. Kurz vor Liptingen trafen wir wieder auf die Franzosen, denen wir einen Passierschein entgegen hielten. Diesen Schein hatten wir zuvor von einem deutschen Bürgermeister im besetzten Gebiet erhalten. Wir wurden von einem französischen Nachrichtestab zunächst freundlich aufgenommen, mussten aber am nächsten Tag in den Gemeindesaal mit vielen Zivilisten und auch deutschen Soldaten. Von dort aus konnten wir beobachten, wie die Franzosen in den Wald eindrangen und ihn durchkämmten. Wir erfuhren, dass sich dort SS-Einheiten aufhalten sollen. Diesen waren wir jedoch nicht in die Hände gelaufen. Nach wenigen Tagen mussten wir alle unter Bewachung nach Tuttlingen marschieren. Dort liefen wir auf das große Gefangenenlager zu, in dieses mussten überraschend nur die deutschen Soldaten hinein, wir Zivilisten waren plötzlich wieder frei. An diesem Tage lief ich über Spaichingen noch bis in meine Heimatstadt Rottweil. Dort konnte ich spät in der Sperrzeit, ohne von den Franzosen geschnappt zu werden, wieder glücklich zu meinen Eltern und Geschwistern gelangen

(Hermann Lohmiller, Malmsheim, Jahrgang 1929)

## **Tafferner, Anna: Von Czambek direkt nach Malsheim**

Am 8. Mai, dem Tag des Kriegsendes, war ich in Czambek. Bei uns waren bereits schon die Russen. Wir Frauen mussten für sie Schützengräben bauen. Überall suchten sie nach deutschen Soldaten.

Dabei kam es zu einem Erlebnis, das ich nie vergessen werde: Unser Nachbar, Peter Giggler, kam als Soldat zurück und hatte die Uniform nicht abgelegt. Die Russen sprangen ihm nach - wir Kinder haben dies alles gesehen - schossen und töteten ihn. Seine Tochter, die jetzige Frau Sauter, wohnt jetzt in Renningen und hat mit uns den Transport überlebt.

Im Mai 1946 mussten wir dann in vier verschiedenen Transporten in Viehwaggons die Heimat verlassen. Man sagte uns, wir würden wieder zusammenkommen, was aber nicht wahr war. In den Waggons gab es Holzöfen. Wir konnten darauf kochen und heizen. In Bad Reichenhall gab es einen Stopp, wo wir entlaust wurden. Dann ging es direkt ins Lager Malsheim, wo wir in einem Sammelquartier untergebracht wurden. Wir lagen alle auf dem Boden, es gab keine Betten. Der naheliegende Wald gab uns die Möglichkeit Beeren zu sammeln. Die Männer sammelten Weiden, mit denen sie Backkörbe fertigten. Dafür wurden sie ein wenig entlohnt und konnten sich Essen verschaffen.

Zunächst ging es dann nach Münklingen, wo wir bei einem Bauern untergebracht waren und mit aufs Feld durften. Dann aber fanden wir einen Platz in Renningen, konnten hier bauen und wurden sesshaft.

(Anna Tafferner, geb. Göttler, Jahrgang 1934)